

Wiener Stadt-Bibliothek.

T
8156

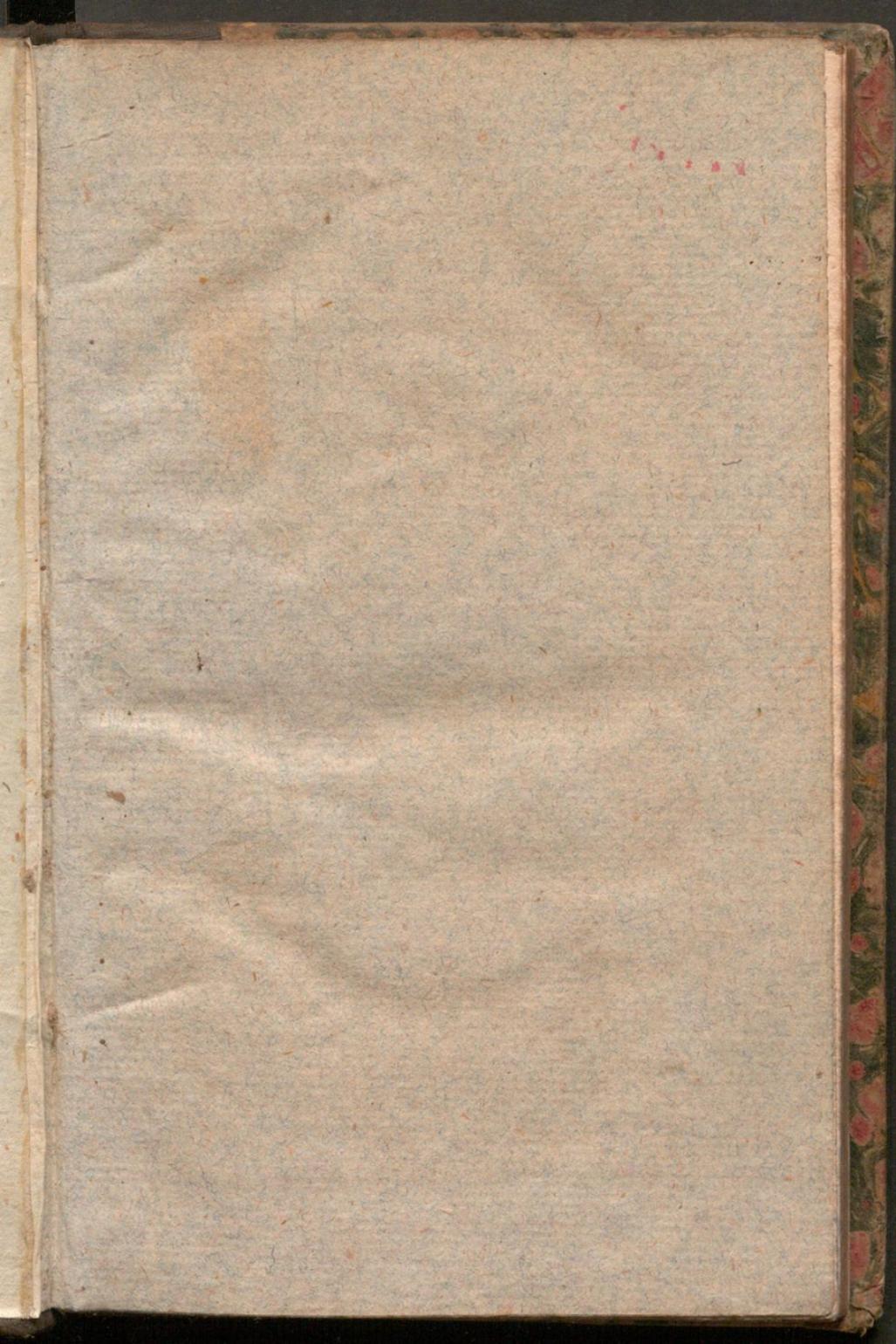
A

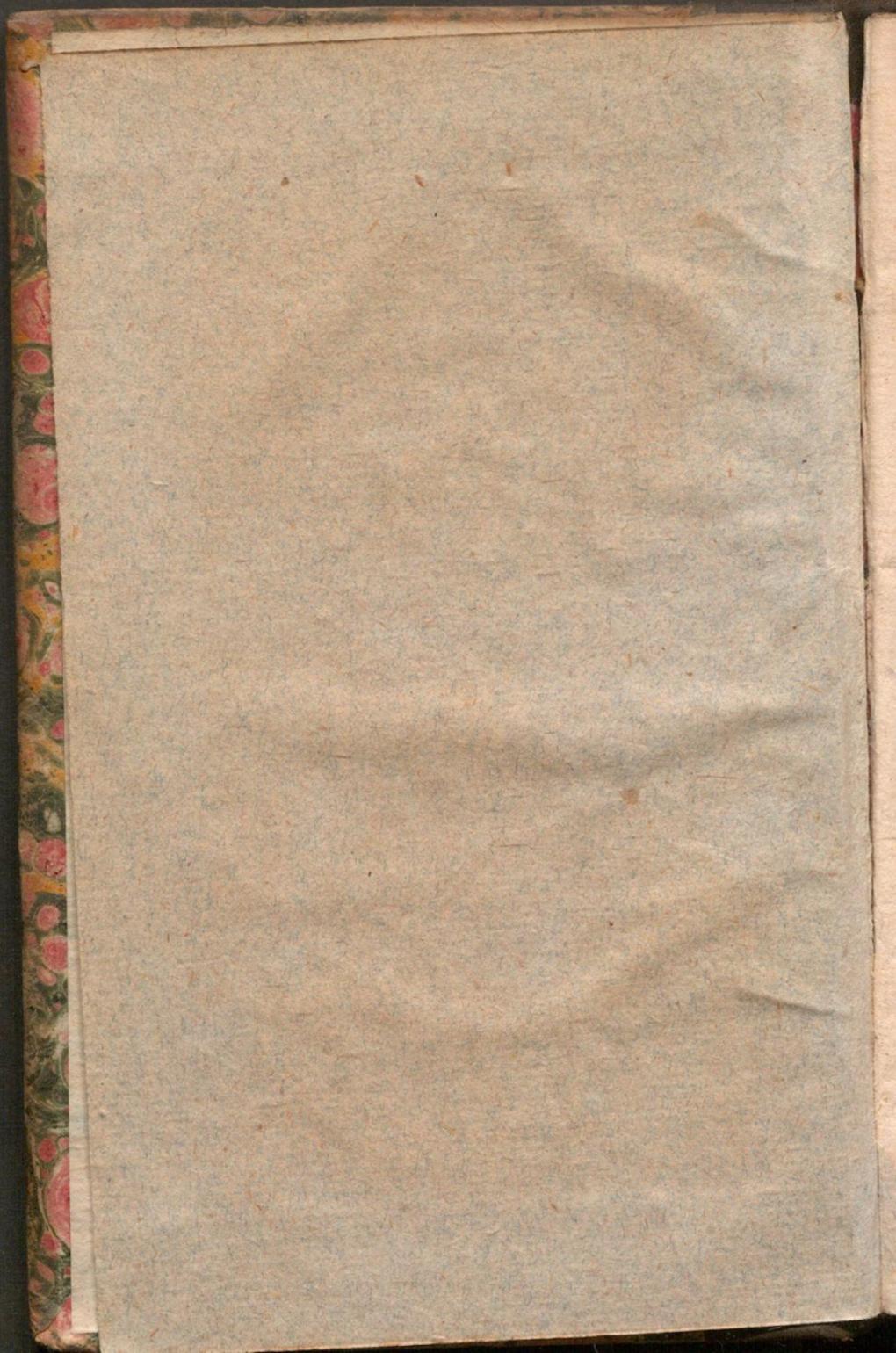


459

~~888~~

1878





Lehrreiche
Erzählungen
für
Kinder.



Wien,
im Verlage der k. k. Schulbücher-Verschleiß-Admini-
stration bey St. Anna in der Johannis-Gasse.
1833.



I n h a l t.

Seite		Seite	
1. Die Apffelkerne	5	28. Von der Erde und den Geschöpfen, die darauf sind	36
2. Wie gut ist es, wenn man was Nützlich- gelernt hat	6	29. Ein Räthsel	40
3. Das Vogelneß	7	30. Der Unverschämte	40
4. Von Spielen und Ver- gnügungen	7	31. Der Prediger und die Zuhörer	42
5. Der Baumverderber	9	32. Die Zugvögel	43
6. Ursache und Wirkung	10	33. Die beyden Schulkin- der	45
7. Die verständige Mut- ter	10	34. Das Kind und der Va- ter	45
8. Ähnlich und unähnlich	11	35. Der Geschichte	48
9. Die Besserung	13	36. Argerniß	48
10. Die beyden Bauern	14	37. Nächstenliebe	49
11. Die Cantons-Revision	15	38. Schicksal	50
12. Die gute Gewohnheit	16	39. Schaden der Unwis- senheit	52
13. Leckermaul	16	40. Vom Wesentlichen und Zufälligen	53
14. Der ordentliche Kranke	17	41. Vom Nutzen des rich- tigen Denkens bey dem Ackerbaue	55
15. Der Ungeduldige	18	42. Vom Nutzen des rich- tigen Denkens bey der Viehucht	56
16. Der kluge Wirth bey der Theuerung	19	43. Die gute Schwester	58
17. Das Glück des Lu- gendaftigen schon hier auf Erden	19	44. Auch an die Nachkom- men muß man denken	59
18. Das Testament	20	45. Die Kunst, ohne Neue fröhlich zu seyn	60
19. Der sterbende Jüng- ling	21	46. Frage eines Schulkin- des an seinen Lehrer	62
20. Der gute Soldat	22	47. Die schlechte Haus- wirthinn aus Unrein- lichkeit	64
21. Die rechtschaffene Frau	23	48. Der Abwendigmacher	64
22. Die guten Brautleute	24		
23. Briefe	25		
24. Die kluge Wahl	28		
25. Das Gewitter	28		
26. Von den Vorzügen des Landlebens	29		
27. Vom Wachstume der Pflanzen	33		

I n h a l t.

	Seite
49. Das übel angewandte Sprichwort = = =	65
50. Ein magerer Vergleich ist besser als ein fetter Prozeß = = =	66
51. Die bösen Scheundrescher = = = =	67
52. Der Verschwender	68
53. Der Geizige als der größte Thor = = =	69
54. Die schädliche Erbschaft = = = =	70
55. Unterschied zwischen Sparsamkeit und Geiz	72
56. Die Kleinigkeit =	73
57. Die schädliche Cur	74
58. Der gute, aber nicht geglaubte Rath =	75
59. Das thörichte Kind	77
60. Die Hausmittel =	77
61. Bekanntmachung eines Mittels, die Blattern ohne große Gefahr zu bekommen = =	83
62. Von den Mitteln, Todtscheinende zu retten	87
63. Von Nahrungsmitteln	90
64. Von wahren und falschen Freunden =	91
65. Groß und Klein =	93
66. Die Wahrheit =	94
67. Der Taschenspieler und der Bauer = =	95
68. Martin u. sein Lehrer	96
69. Die Aufhebung der Gemeinheiten = =	99
70. Der Halsstarrige oder Widerpänsige = =	102
71. Der Höfliche und Bescheidene = = = =	102
72. Das ordentliche Dorf	104
73. Der Richter = =	105
74. Naber Vortheil bringt oft entfernten Schaden	106
75. Der durch Unordnung verarmte Bauer =	107
76. Wodurch du sündigest, dadurch wirst du oft gestrafet = = = =	108
77. Fleiß bleibt selten unbelohnt = = = =	109
78. Der Seidenbau =	110
79. Das Korn ist wohlfeil	111
80. Von den Eigenschaften eines guten Hirten =	112
81. Die großmüthigen Soldaten = = =	113
82. Vom Unterschiede zwischen Muth und Frechheit = = = =	114
83. Mäßigkeit = =	115
84. Die Stiefmutter =	118
85. Die schlimme Frau	119
86. Der zufriedene Hausvater = = = =	120
87. Vom Gottes Segen	121
88. Tischgebeth = =	123
89. Erntelied = = =	123
90. Vom Nutzen der wahren Frömmigkeit, und von der Schädlichkeit des Lasters = = =	124
91. Ein Lied = = =	125
92. Morgenlied einer frommen Magd =	125
93. Morgenlied des frommen Knechtes = =	126
94. Die Zufriedenheit	127
95. Kinderlied = =	128

Die Apfelferne.

Die kleine Marie hatte einen Apfel gespeiset, und wollte so eben auch sechs Kerne davon essen. Da kam ihr älterer Bruder Fritz aus der Schule, und sprach zu ihr: „Schwester, wenn du wüßtest, was ich weiß, du äßest gewiß die Kerne nicht mit auf.“

Marie Nun, was weißt du denn?

Fritz. Unser Cantor spricht: „Wenn man die Kerne im Herbst in die Erde säet; so kann aus jedem Kerne mit der Zeit ein Baum werden, der viel schöne Früchte trägt.“ Da gingen sie in den Garten, und säeten die Kerne in einem abgelegenen Winkel. In wenigen Jahren kamen sie in die Höhe und wurden Stämmchen. Da reinigten die Kinder sie vom Unkraute, und banden sie an Stöcke, daß sie gerade wüchsen. Fritz lernte indessen pflöpfen und oculiren. Nun bath er einen Gärtner um etliche Pflöpfreiser, und diese

setzte er auf seine Stämmchen. Mit der Zeit wurden Bäume daraus. Als Fritz und Marie größer wurden, ernteten sie von ihren sechs Apfelbäumen fast jährlich eine Menge schöner Früchte. Als sie nun einst die Äpfel pflückten, da sagte Fritz zu Marien: „Ey! war's nicht gut, „daß du die Kerne damahls nicht aufaßest? Ja „wohl! sagte Marie. Aber wie gut war es, daß „du in die Schule gingst, und solche gute Sachen „lerntest!“ Ein guter Rath ist Goldes werth.

Achte nichts geringe, was nützlich ist.

2.

Wie gut ist es, wenn man was Nützliches gelernet hat.

Fritz hatte in der Jugend zur Gärtnerey Lust gehabt, und von einem Gärtner gelernet, wie die Obstbäume gepflanzt, beschnitten, gepropft und oculiret werden. Durch eine Krankheit bekam er einen Schaden, der ihn an der schweren Feldarbeit hinderte. Nun würde es ihm schlecht gegangen seyn, wenn er sonst nichts gelernet hätte. Aber weil er mit der Baumzucht gut umzugehen mußte; so nahm ihn sein Herr zum Gartenknechte an, und er hatte bis an seinen Tod dadurch seinen Unterhalt.

Was Nützlichliches lernen, schadet niemahls, und kann oft viel helfen.

Das Vogelnest.

Carl nahm alle Vogelnester um das ganze Dorf heraus, fing die Alten beym Neste, und quälte dann die Vögel, bis sie todt waren. Dadurch wurden alle Vögel aus dieser Gegend verschreckt, und im Frühjahr, da sonst durch den Gesang der Vögel Alles erfreuet wird, war es bey diesem Dorfe traurig und still. Aber es gab auch so viel Raupen und Gewürme daselbst, daß die Leute kein grünes Blatt behielten, und also von ihren Bäumen kein nütliches Obst bekamen. Denn Alles ist von Gott zum Nutzen mit großer Weisheit eingerichtet. Die kleinen Vögel singen schön, und verzehren für sich und ihre Jungen sehr viele Raupen und Würmer, welche den Baum- und Gartenfrüchten schädlich sind.

Der Mensch hat nach Gottes Erlaubniß die Herrschaft über die Thiere, daß er sie zu seinem Nutzen tödten kann; aber quälen muß er sie nie, auch nicht aus Muthwillen tödten.

Von Spielen und Vergnügungen.

Als Wilhelm, Fris, Martin, Carl, Sophie Louise, Marie und Elisabeth Kinder waren, da spielten sie nach der Schule, wenn schönes Wetter einfiel, manche Stunde. Entweder sang einer, und

und die andern tanzten; oder sie sangen alle unter dem Schatten eines grünen Baumes ihre Kinderlieder. Wenn die Knaben Ball schlugen, oder Kegel schoben, oder in die Wette liefen, oder ihre Stärke versuchten, dann zogen sie ihre Kleider aus, um sie zu schonen; sobald sie aber aufhörten zu spielen, dann zogen sie ihre Kleider wieder an, um sich nicht zu erkälten. Die sanftern Mädchen sahn dergleichen Spielen, welche sich für ihr Geschlecht nicht schickten, zu, und flochten indessen einen Kranz von Feldblumen für den Sieger. Niemahls sah man sie im Ernste sich zanken oder schlagen, auch nicht mit Roth sich besudeln, oder am Tage auf eine unanständige Art im Wasser baden. Dieses legte, welches der Gesundheit doch sehr nützlich ist, thaten sie an abgelegenen Orten oder des Abends, wenn es dunkel war. Und so blieben sie vergnügt und gesund, und alle Leute freuten sich, wenn sie der unschuldigen Fröhlichkeit dieser guten Kinder zusehen konnten.

Unschuldige Freude ist allen Menschen erlaubt; nur unwürdige und freche Lustigkeit ist verbothen.

Es ist Weisheit, Vergnügungen und Erhöhungen des Gemüthes zu suchen, um desto gesunder und muntre die eigentlichen Geschäfte treiben zu können. Aber es ist Thorheit, sich beständig vergnügen und erhohlen zu wollen, ob man gleich nicht gearbeitet hat.

Sey auch in der Wahl deiner Vergnügungen weise; so kannst du dich allewege freuen.

Der Baumverderber.

Hans that gern unnütze und böse Dinge. Wenn er die Pflugeisen von der Schmiede hohlte, und unter Weges einen jungen Baum sah, so machte er sich daran, und probirte die Eisen, ob sie scharf wären. Der Herr des Dorfes hatte zwey Reihen Obst- und Maulbeerbäume an den Weg setzen lassen, und sah immer mit Verdruß, daß sie beschädiget waren. Er ließ daher so lange aufschauern, bis Hans dabey betroffen wurde. Er ward empfindlich gestraft, und mußte seinen halben Lohn daran wenden, die beschädigten Bäume zu bezahlen. Da sagte er: „Ich habe nicht allein Schaden gethan, andere haben auch Bäume beschädigt.“ Darauf antwortete der Herr: „Aber dich haben wir bey Beschädigung der Bäume angetroffen, und die andern nicht. Hast du andere gesehen, welche die Bäume beschädigten, so hättest du es angeben, aber nicht nachmachen sollen.“

Um solcher bösen Buben willen bleiben viele nützliche Dinge zurück, die sonst geschehen könnten.

Hütet euch, böse oder thörichte Leute nachzuahmen; sonst werdet ihr oft nicht nur für den Schaden büßen, den ihr selbst thatet, sondern auch für denjenigen, welchen jene zuvor schon gethan hatten. Spr. XXIV. 1.

Ursache und Wirkung.

„Ich weiß nicht, wie es zugeht“ sprach Carl, „ich kann es zu nichts bringen, ich bin immer verdrießlich, die Leute sind mir nicht gut, und ich werde oft gestrafet.“ Das will ich dir sagen, antwortete Frig, „du bist kein fleißiger Arbeiter, du hast ein böses Gewissen, du bist feindlich gesinnt gegen andere Menschen, und thust oft solche Handlungen, welche die Obrigkeit strafen muß. Es kann also nicht anders seyn; denn auf solche Ursachen folgen solche Wirkungen.“
Sir. VII. 1. 2.

Die verständige Mutter.

Maria hatte viele Kinder; aber sie hütete sich sorgfältig, ein Kind mehr zu lieben als das andere. Wenn auch ein Kind viel besser aussah als das andere, und es war unartig oder boshaft, so strafte sie es ohne Verschonen. Denn sie sprach: „Gott hat mir die Kinder alle gegeben. Für alle soll ich Mutter seyn. Ein jedes wird Gott einmahl von meinen Händen fordern. Ach Gott! gib mir doch rechte Weisheit, daß ich sie zu guten, nützlichen Menschen erziehen möge.“ Wenn eines starb, so betrübe sie sich nicht ohne Maß. Sie that vorher Alles, um es zu erhalten;

ten; aber wenn es doch starb, dann lobte sie Gott, sobald sie nur den ersten Schmerz ausgeweinnet hatte. Denn sie sprach: „Mein Kind ist ja darum nicht verloren, weil es gestorben ist. Ich weiß aus Gottes Worte, daß die Seele nicht stirbt, sondern zum ewigen und bessern Leben erhalten wird.“ Ihre Kinder geriethen auch alle wohl, und wurden nützliche Menschen.

Sir. XXX. 2. Wer sein Kind in der Zucht hält, der wird sich hernach seines Kindes freuen.

8.

Ähnlich und unähnlich.

Hast du auch was aus der Schule behalten, Fritz, sprach ein Vater zu seinem Sohne, und was hast du behalten? Erzähle mir's doch wieder.

Fritz. Unser Lehrer hat uns gesagt, was ähnlich und unähnlich sey, und wie man vergleiche und unterscheide.

Vater. Nun, wie vergleicht man denn?

Fritz. Man sieht zu, worin die Sachen, die man vergleicht, einander ähnlich sind.

Vater. Und wie unterscheidet man?

Fritz. Wenn man zusieht, worin die Sachen, die man unterscheiden will, einander unähnlich sind.

Vater. Führe ein Mahl von beyden ein Exempel an.

Fritz. Mein Bruder Wilhelm und ich sind beyde Söhne unsrer lieben Aeltern; darin sind wir uns

uns gleich. Wir sehen uns auch ähnlich an Gesicht und Haaren; aber an Jahren, Größe, Stärke &c. sind wir unterschieden.

Vater. Was nüget es denn, dieses zu wissen?

Srız. Unser Lehrer sagt, wir lernten richtiger denken, und bleiben von dem Irrthume verwahrt, Alles zu verwirren und zu vermengen; auch konnten uns verständige Leute dann eher bedeuten, und wir könnten vernehmlicher sprechen.

Vater. Euer Lehrer hat Recht. Aber hast du wohl ein Mal gehört, wir sollen Gott ähnlich werden, wie geht denn dieses an?

Srız. Sagt mir's lieber Vater, ich weiß es nicht.

Vater. So wie du vorher von deinem Bruder Wilhelm erzähltest, daß ihr euch in einigen Stücken ähnlich, in andern aber von einander verschieden wäret, so ist dieses auch von Gott zu verstehen. So mächtig, so herrlich, so weise, so allwissend, wie Gott, oder ihm völlig gleich können wir nicht werden. Aber wir können, so wie Gott, das Gute lieben, und das Böse hassen; treu unsre Mitmenschen lieben, und ihnen nach unserm Vermögen Gutes erweisen, so vollständig als möglich zu werden trachten, damit uns Gott sehr glücklich machen könne. — Sieh, mein lieber Sohn, darin können wir Gott ähnlich werden. Und dazu hat unser Heiland Jesus Christus, ein Vorbild gelassen, oder uns gezeigt, wie wir es machen müssen, um solche Gesinnungen, wie er hatte, zu bekommen.

Srız.

Fritz. Ach, wäre ich doch so gesinnt, lieber Vater!

Vater. Sey ferner fleißig, mein lieber Sohn, Gutes zu lernen, und willig, es zu thun; und stärke dich in dieser Vorsage durch ein tägliches, aufrichtiges Gebeth zu Gott, dem Geber alles Guten.

Wenn noch viele Ältern diesem Vater unähnlich sind; so ist es kein Wunder, daß viele Kinder auch Frigen nicht gleichen.

9.

Die Besserung.

Carl hatte am Sonntage Morgens, ehe er in die Kirche ging, sein schadhaftes Dach und Geschirr besehen, und nahm sich vor, beydes auszubessern. In der Kirche redete der Pfarrer von der Besserung, die ein jeder Mensch nöthig hätte, und wie man oft nachsehen müsse, ob man nichts von schlimmen Gewohnheiten an sich habe, so wie ein guter Wirth oft nach seinem Geräthe sehen müsse, ob es nicht einer Besserung benöthiget sey. Da ward Carl gerührt, und als er über sich selbst nachdachte, da fiel ihm unter andern seine zornige Gemüthsart ein. Nach der Predigt ging er hin zum Pfarrer, sagte, daß es ihm leid sey, im Zorn oft Unrecht gethan und manchen beleidigt zu haben; er bath ihn um guten Rath, was er zu thun hätte, um von dieser bösen Gewohnheit los zu werden. Da rieth ihm der verständige Pfarrer

Pfarrer, zu seinen Feinden hin zu gehen, und sich mit ihnen zu versöhnen, hernach alle Tage an den heutigen Vorfall im Gebethe zu denken, und wo sich ins künftige eine Gelegenheit zum Unwillen zeigte, gleich wegzugehen, und den Anfang zu vermeiden.

Als Carl dieses einige Zeit ehrlich gethan hatte, ward er friedfertig, das ist, besser als vorhin bey seiner zornigen Gemüthsart; und das heißt sich bessern oder bekehren. Jer. VII. 5.

Gott will, daß allen Menschen geholfen werde, und ein jeder zur Erkenntniß der Wahrheit komme.

10.

Die beyden Bauern.

Georg und Martin hatten ein jeder eine Hufe Landes. Nach einiger Zeit kaufte Georg zu der seinigen noch zwey andere hinzu, gerieth aber darüber in solche Weitläufigkeit, daß er den Martin um Geld ansprechen mußte, um seine Abgaben zu bezahlen. Da sprach Martin zu ihm: „Ey, Gebatter Georg, wie geht das zu, ihr wollet von mir Geld borgen; und ihr habet viel Ackerland, und ich nur wenig? Das will ich euch sagen,“ antwortete Georg. Ihr habet wenig Land, und könnet Alles selbst aufs beste bestellen; ich aber muß theures Gesinde halten, und dieses arbeitet unwillig und träge, ackert schlecht, übertreibe
„mein

„mein Vieh zur Unzeit, und ärgert mich krank. —

„Dadurch bin ich so zurück gekommen.“

Wer auf einmahl zu viel umfaßt, hebt nichts in die Höhe.

Wer zu viel unternimmt, richtet wenig aus.

Was ein arbeitsamer Mann selbst thut, geräth besser, als was er durch andere Leute thun läßt, die nur ums Brot dienen.

11.

Die Cantons Revision.

Es war einmahl im Kriege nöthig, daß Rekruten mußten ausgehoben werden, und der Officier ließ deswegen die Eingeschriebenen zusammen kommen. Unter diesen war einer, der weinte sehr. „Schäme dich!“ sagte der Officier. „Bist du ein treuer Unterthan, und fürchtest dich, deinem Könige und dem Vaterlande zu dienen, wenn deine Dienste nöthig sind!“ Ach Herr! sagte der Bursche, aus Furcht weine ich nicht, aber ich habe eine siebenzigjährige, gichtbrüchtige Mutter, und eine Schwester, welche durch die Pocken blind geworden ist; diese beyde habe ich bisher mit meiner Arbeit ernährt, die jammern mich so sehr. Der Officier fragte nach, ob dieses sich also verhielte, und als er es wahr befand, ließ er den Burschen zurück. Nach zwey Monathen starb die alte Mutter, und kurz darauf die elende Schwester; und nun, sobald sie begraben waren, ging der junge Bursche zum Regimente, und mel-

dete

dete sich. Denn er sprach bey sich selbst: Nun hält mich keine andere Pflicht ab, meinem Könige zu dienen, und wenn sich der gute Officier an mir nicht betrogen findet, so ist er vielleicht gegen andere eben so gütig, als er es gegen mich gewesen ist.

12.

Die gute Gewohnheit.

In Christians Hause war die Gewohnheit, daß des Sonntags Abends Christian seine Kinder und sein Gesinde versammelte, und sie fragte, was sie aus der Predigt behalten hätten. Wer dann an meisten wußte, den ehrte Christian vorzüglich, und sprach mit ihm über das, was er wußte. Auch war das Gesinde, welches bey Christian gedienet hatte, Zeit seines Lebens zu kennen; denn es hatte dort etwas Gutes gelernt!

Wie viel Böses geschieht am Sonntage. Und nur der feyert den Sonntag recht, der am Sonntage viel Gutes thut.

13.

Leckermaul.

Leckermaul war von seinen Altern verzärtelt worden. Er aß dieß und jenes nicht. Er tadelte das Essen, und stiftete dadurch viel Böses unter seinem Mitgesinde, so daß die Speisen, die wohl hätten können mit Dankagung gegen Gott gegessen werden, oft verachtet wurden und stehen blieben. Er kaufte sich Semmeln oder Kuchen, und

Kuf-

Kaffeh, und verbrauchte damit lieberlich seinen Lohn. Lange blieb er auch nicht bey einem Herrn, sondern ward bald abgedankt, weil er allenthalben Verdruß anrichtete. Als einst eine Theuerung kam, bettelte Leckermaul aus Noth auch vor der Thür einer gewissen Herrschaft, deren Essen er oft verachtet hatte, und erhielt mit Mühe ein Stück schimmeliges Brot.

„Ach Gott, sagte er, das habe ich hier verdient! wie oft war mir damahls sehr gutes Essen zu schlecht! Wie oft habe ich das Essen verachtet! Nun muß ich darben.“

Spiegle sich ein jeder an diesem Beispiele!

Der ordentliche Kranke.

Wilhelm hatte einst das Fieber von schlechter Verdauung. „Wollet ihr nicht zu der weisen Frau schicken? sprach diese, oder zu dem Marktshreyer?“ sprach jene unverständige Frau. Hans brachte einen Mann, der Arzeney herumtrug, ins Haus, von diesem sollte Wilhelm Bergöhl kaufen und einnehmen. Einer rieth gar, sich von einem Hezenmeister das Fieber vertreiben zu lassen, und was dergleichen Thorheiten mehr waren. Aber Wilhelm sagte: „Nein, das thue ich nicht, meine Gesundheit ist mir lieber. Es ist nicht genug, das Fieber los zu werden, man muß auch nachher keine schlimmere Krankheit bekom-

Vebr. Erzähl.

B

„men

„men, als das Fieber selbst ist. Ich will zum Pfarrer gehen, und was mir der rathen wird, das will ich thun.“ Dieser war ein verständiger Mann; für wenig Groschen Arzeney war die Ursache des Fiebers aus dem Leibe geschafft, und da hörte das Fieber, als die Wirkung, von selbst auf. Denn ohne Ursache ist keine Wirkung.

15.

Der Ungeduldige.

Klaus war krank, und die Krankheit endigte sich mit einem Ausschlage an der Haut. Ein verständiger Pfarrer, der ihn besuchte, rieth ihm, sich etliche Tage ruhig zu halten, vor Verkältung zu hüten, und das Empfängliche des Ausschlages, wodurch die Krankheit gehoben würde, geduldig zu ertragen, ohne es durch Kragen und Reiben zu vermehren. — Aber Klaus folgt diesem guten Rathe nicht; er erkältete sich, und fragte sich allenthalben wund. Dadurch wurden die Schmerzen vermehrt, und er ward immer ungeduldiger. Endlich schlug durch die oftmahlige Verkältung der Ausschlag zurück, und Klaus mußte unter großen Schmerzen sterben.

Spr. Sal. XVI. 32. Ein Geduldiger ist besser als ein Starker.

Einige Krankheiten sind bloß empfindlich und schmerzhaft, aber nicht gefährlich, sondern vielmehr

mehr heilsam; doch nur unter der Bedingung, sie geduldig zu ertragen, wird der Kranke völlig gesund.

16.

Der kluge Wirth bey der Theuerung.

Als einst bey nasser Witterung das Getreide schlecht gerathen war, und der Schäffel Roggen drey Thaler galt, da rechnete Georg aus, daß er sonst gewöhnlich sechzig Schäffel Roggen zu Brot gebraucht hätte. Er fing also gleich nach der Ernte zu sparen an, und kaufte drey Wispel Kartoffeln, für sechzehn Thaler den Wispel; das waren acht und vierzig Thaler. Nun verkaufte er dreißig Schäffel Roggen für neunzig Thaler, weil er statt des mehreren Brotes nun Kartoffeln speiste, und gewann auf diese Weise bey der theuren Zeit da fast ein jeder verlor, zwey und vierzig Thaler.

Denke in Zeiten daran, wie du dich einrichten willst; denn wenn die Noth einbricht, so ist es zu spät.

17.

Das Glück des Tugendhaften schon hier auf Erden.

Christian war in der Jugend von seinen Ältern zur Schule gehalten, zum Fleiße und zur Rechtsschaffenheit gewöhnt worden, daher war er verständig, und liebte das Gute.

Als er groß wurde und heirathen wollte, da sah er vornehmlich nach einer fleißigen und tugendhaften Person, die er kannte; daher war sein Ehestand glücklich, denn sie liebten sich beyde, und hielten über Ordnung und Bucht in ihrem Hause. Ihr beyderseitiger Fleiß machte dann auch, daß ihr Vermögen sich vermehrte; von diesem Segen waren sie wohlthätig, und dienten gern mit Rath und That; daher war ihnen jedweder gewogen. Sie gingen allem Zanke aus dem Wege, mengten sich nicht in Dinge, die sie nichts angingen, und gaben einem jeden das Seinige; daher blieben sie von Prozessen und Strafen frey, und die Herrschaft mochte sie ihrer guten Wirthschaft und Bescheidenheit wegen sehr wohl leiden. Weil sie mäßig lebten, sich nicht ärgerten und zankten; so blieben sie gesund, und erreichten ein frohes Alter. Auch ihre Kinder geriethen wohl, weil sie ihnen mit gutem Beyspiele vorgingen, und sie von Jugend auf gewöhnten, Gutes zu thun.

So ist die Tugend der sichere Weg zur Glückseligkeit.

18.

Das Testament.

Als Heinrich gefährlich krank war, sagte der Pfarrer zu ihm: „Wollet ihr nicht etwa ein Testament machen, und in diesem legen Willen über euer Vermögen etwas fest setzen? Lieber Herr Pfarrer, sagte Heinrich, das habe ich längst

„längst bey gesunden Tagen gethan, um auf meinem Sterbebette nicht damit beschäftigt zu seyn. Ich habe meinen letzten Willen, oder mein Testament selbst geschrieben, und bey unserm Gerichte niedergelegt.“ Da lobte der Pfarrer diesen verständigen Mann, der nicht allein die Ordnung geliebet, sondern auch bey gesunden Tagen an den Tod gedacht hatte.

Bedenke das Ende deines Lebens oft, so wirst du in allen Stücken weislich handeln.

19.

Der sterbende Jüngling.

Ein junger Mensch, der in der Schule sehr fleißig, und seinen Ältern gehorsam gewesen war, lag tödtlich krank. Die Ältern hatten gleich bey dem Anfange der Krankheit einen verständigen Arzt zu Rathe gezogen; aber die Krankheit war nicht zu heilen. Sie betrübten sich nun sehr, als sie sahen, daß sie ein so wohl gerathenes Kind verlieren sollten, und weinten kläglich an seinem Bette. Da sprach er folgende merkwürdige Worte: Weinet und betrübet euch über meinen Tod nicht allzusehr, geliebte Ältern! Gott läßt aus weisen Ursachen einen früh, den andern spät sterben. Wer Liebe und Vertrauen zu ihm hat, ist niemahls und auch im Tode nicht unglücklich. Dieser Glaube macht mich jetzt getrost. Mein Tod ist ja nur eine Veränderung meines Zustandes; ich komme aus dem bisherigen in einen andern

dern und bessern Zustand; sollte ich mich denn nicht freuen? und da ich weiß, daß ihr mir alles Gute gönnet, geliebte Ältern, so freuet euch auch, und habet vielen Dank, daß ihr mich fleißig zur Schule gehalten; denn da lernet man, wie man tugendhaft und glücklich leben und dann im Frieden sterben kann."

Der Tod ist nur denen schrecklich, die wenig gute Erkenntnisse haben, und von den väterlichen Absichten Gottes mit den Menschen nicht genug unterrichtet sind. Spr. XIV. 32.

Lernet, Kinder, aus allen solchen Geschichten, wie viel Möglichen man in guten Schulen lerne.

20.

Der gute Soldat.

Als Christophs Sohn, Wilhelm, groß wurde, mußte er Soldat werden. Er ging auch willig zum Regimente, weil er in der Schule gelernt hatte, man müsse gehorsam seyn, nicht murren, noch seinem eigenen Willen folgen. Er dachte: Gott hat mich zu diesem Stande bestimmt; denn Alles, was geschieht, das geschieht nach Gottes weisem und gnädigem Willen.

Als er das lernen sollte, was man als Soldat wissen muß, gab er recht Achtung; denn er hatte schon in der Schule Achtung geben gelernt. Er bekam auch keine Strafe wegen Nachlässigkeit, sondern war in kurzer Zeit so geschickt als der beste in der Compagnie; und weil er in der Schule

le sehr fertig schreiben und rechnen gelernt hatte, so nahm ihn der Adjutant des Regiments zum Schreiber an.

Im Kriege verhielt er sich wohl, war beständig da, wo er seyn sollte, plünderte und raubte nicht, sondern ließ sich an seinem Solde begnügen. Was ihm befohlen war, das that er unerschrocken, und sprach oft Andern Muth ein, die sich fürchteten. Brüder, rief er, wer auf Gott vertraut, der hat Herz. Wenn wir unsre Schuldigkeit thun, dann sorget Gott für uns. Ein Schelm, der seine Fahne verläßt.

Wilhelm wurde bald Unterofficier, und endlich Feldwebel; wo er dann von Allen, die ihn kannten, Achtung und Liebe genoß, auch sein gutes Auskommen hatte.

Wer in Jugend gelernt hat, seine Pflicht zu thun, und in erwachsenen Jahren sie wirklich thut, der kann bey Gefahren und Beschwerlichkeiten sich vorzüglich auf Gott verlassen, und deswegen getrostes Muthes seyn. Spr. Sal. II. 7. 8.

21.

Die rechtschaffene Frau.

Maria hatte einen Mann, der sehr zum Borne geneigt war, und bey allen Gelegenheiten in Hestigkeit und Eifer gerieth. Als Marie das merkte, vermied sie desto sorgfältiger alle Gelegenheiten zum Verdrusse, sie war so fleißig und ordentlich, daß ihr Mann fast keine Gelegenheit
fin-

finden konnte. Wenn sie dann sah, daß er doch verdrießlich wurde; so war sie desto freundlicher gegen ihn, und widersprach ihm nicht. Oft bath sie Gott in ihrer Einsamkeit um die Besserung ihres Mannes und um Geduld. Endlich ward sein Herz erweicht; und als sie ein Mahl zum Abendmahle gehen wollten, bath er seine Frau, ihm all sein Unrecht zu vergeben, und versprach aufrichtig sich zu bessern. Da bethete Marie mit ihm zu Gott um Beystand zu dieser Botsage; und sie führten nachher eine glückliche und zufriedene Ehe.

Eine rechtschaffene Frau kann viel zur Besserung ihres Mannes beytragen. Sir. XXVI. 1.

22.

Die guten Brautleute.

Eine kranke Witwe lag in einer elenden Hütte ganz allein. Einst hatten die Leute im Dorfe eine Hochzeit, zu welcher viel Essen gekocht wurde. Da sagte die Braut zum Bräutigame: „Uns geht es, Gott Lob! so wohl. Wir haben Überfluß. — Aber wie viele mögen Noth leiden! Laß uns an unserm Hochzeitstage eine gute Handlung thun, und der armen, kranken Frau dort ein wenig Essen schicken, oder selbst bringen. Du hast Recht, sagte der Bräutigam, ich liebe dich nun noch mehr als vorher, weil du so gut gesinnet bist.“ Da nahmen sie jeder etwas von guten Speisen, und trugen es selbst

selbst der armen Frau hin und sorgten, daß dieselbe, die bisher ganz verlassen war, Arzeneey und Wartung erhielt. Die kranke Frau weinte vor Freuden, und segnete sie. Darauf gingen sie wieder nach dem Hochzeitthause, und rühmten sich nicht etwa ihrer That vor den Gästen, aber sie waren außerordentlich vergnügt. Si-
rach XIV. 14.

23.

B r i e f e.

Eine Witwe hatte eine einzige Tochter, Marie, die sie sehr liebte. Doch konnte sie diese Tochter nicht stets um sich haben, denn sie war arm; darum hatte sich die Tochter in einem nahe gelegenen Dorfe bey einer guten Herrschaft verdingen müssen. Ihre Herrschaft zog endlich in eine große Stadt, und sie mußte dahin folgen. Obgleich ihre Mutter es nicht gern sah, daß Marie in der Stadt dienen sollte, so mußte sie es doch geschehen lassen, weil es mitten im Dienstjahre, auch die Herrschaft überaus gut war. Bey dem Abschiede nun ermahnte die Mutter ihre Tochter herzlich, sich vor Verführungen der Städte zu hüten. Da sagte Marie: Liebe Mutter, ihr könnet ja schreiben, und ich auch, schreibet mir zuweilen, und erinnert mich an mein Versprechen, welches ich Gott und euch gethan habe, mich gut aufzuführen. Nach einiger Zeit schrieb die Mutter folgenden Brief an die Tochter:

Lie-

Liebe Tochter.

Wie geht es dir in deinem neuen Zustande? Bist du noch gut und froh, und hiltest dich, daß du in keine Sünde willigest, und wider Gottes Geboth thust? Ich bethe zwar täglich für dich zu Gott, daß er deiner Jugend und Unerfahrenheit durch seinen Beystand zu Hilfe komme; aber du mußt auch bethen. Fliehe den Müßiggang, mache dir stets solche Geschäfte, die entweder deinem Leibe oder deiner Seele wahren Vortheil bringen. Lebe mit deiner Herrschaft und mit deinen Mitbedienten im Frieden und Einigkeit. Suche deiner Herrschaft Vortheil aus allen Kräften, so wird sie dir wieder helfen, und dein Wohlseyn befördern. Und wenn sie dir auch nicht dankete, so hast du doch Gott gehorchet, und ihm geglaubet. Gott aber läßt denen, die ihn durch Gehorsam ehren, Alles zum Besten dienen. Es gehe dir also am Leibe und Seele wohl! Dieses wünscht Deine

treue Mutter.

Antwort der Tochter.

Liebe Mutter.

Wie gut ist es doch, daß ihr schreiben könnet, und daß ich auch schreiben kann. Wir sind so weit von einander, und wir können nun doch manches Mal so herzlich mit einander reden, als wenn wir

wir beysammen wären. Euer lieber Brief hat mich recht gestärket. Ihr habet wohl recht, liebe Mutter, daß ihr mich vor Müßiggang warnet. Auf dem Lande, wenn ich meine gewöhnliche Arbeit gethan hatte, ging ich in den Garten oder aufs Feld, und half, wo ich arbeiten sah. Aber hier ist das Alles nicht. Dafür haben wir aber auch hier oftmahls Wochenpredigten. Dann arbeite ich vorher fleißig, und wenn sichs schicken will, so bitte ich meine Herrschaft um Erlaubniß, in die Wochenpredigt zu gehen.

Meine Herrschaft ist zufrieden mit mir, und ich mit ihr. Meinen Mitbedienten begegne ich höflich, wie es sich für ein junges Mädchen schiekt; und wenn sie auch manches Mahl mit Unrecht auf mich schelten, dann schweige ich still. Ich denke, wenn mich mein Gewissen nicht schilt, so werden mir unverdiente Scheltworte nicht schaden können.

Liebe Mutter, wenn ihr mir nicht verdenken wolltet. — In diesem Briefe sind zwey Thaler, die hab' ich übrig; denn ich habe noch vier Thaler bares Geld, und meine Kleidungsstücke sind ganz und gut. Nehmet diese zwey Thaler von eurer lieben Tochter an, und pfleget euch in euerm Alter dafür. Ich kann euch doch meine Lebtag nicht alle Wohlthaten vergelten, die ihr mir erzeiget habt. Nicht wahr, liebe Mutter, ihr seyd doch darum nicht unwillig über eure

gehorsame Tochter
Marie.

Die fluge Wahl.

Ein fluger Mensch wollte heirathen, und kam in ein Haus, in welchem zwey Schwestern waren. Die eine war hübsch, und pugte sich gern, und that nicht gern nützliche Arbeit. Die andere aber war fleißig, that Alles im Hause, und besorgte die ganze Wirthschaft.

Welche von beyden wird er wohl geheirathet haben?

Das Gewitter.

Furchtsam war mit Wilhelm einst zur Arbeit auf dem Felde. Da kam ein Gewitter mit starken Blitzen und Donnerschlägen. Furchtsam sagte: „Komm, lieber Wilhelm, laß uns laufen, dort steht ein hohler Baum, darin wollen wir uns vor dem Gewitter verbergen. Mir wird ganz Angst bey dem Donner und Blitze. Wilhelm sprach: Nein, so unverständlich bin ich nicht. Unter Bäume zu treten, die oben dürre Zacken haben, wie dieser hat, ist nicht gut bey einem Gewitter; denn der Blitz fährt gern an solchen Bäumen herunter. Das Gewitter ist eine Wohlthat Gottes, es erschüttert die Erde, macht durch warmen Regen das Land fruchtbar, und reiniget die Luft. Wenn ich auch naß werde, mein Zeug wird bald wieder trocken, und un-

„ter freyem Himmel ist weniger Gefahr als in
„dem hohlen Baume. Oder meinst du, wenn
„Gott meinen Tod beschlossen hätte, daß ich ihn
„dann durch den hohlen Baum abhalten würde?“
Furchtsam ließ sich durch Wilhelms Uner-
schrockenheit, welche auf vernünftige Gedanken gegrün-
det war, bewegen, und blieb bey ihm. Als sie noch
redeten, siehe, da schlug der Blitz in den hohlen
Baum, worein sich Furchtsam verbergen wollte.
Da fiel Furchtsam, als er sich vom Schrecken er-
hohlt hatte, Wilhelm um den Hals, und dankte
ihm: „Lieber Wilhelm, du hast mir mein Leben
„gerettet! rief er. Nur halb, sprach Wilhelm;
„denn deiner Folgsamkeit gegen meine Vorstel-
„lungen gebührt die andere Hälfte.

Furcht vermehrt alle Mahl die Gefahr.

Der Furchtsame leidet doppelt, nämlich von
wirklichen und eingebildeten Gefahren, und weiß
sich vor Angst nicht zu helfen, wenn auch noch Ret-
tungsmittel für ihn da wären.

Von den Vorzügen des Landlebens.

Ein Bürger ging einst im Frühlinge nach einem
Dorfe. Gegen Abend kam ein gewaltiger Regen,
und er getraute sich nicht in dem Regen nach Hau-
se zu gehen, sondern blieb in dem Dorfe. Kur-
ze Zeit darauf trat der Hauswirth mit seinem
Sohne herein, die von der Arbeit kamen. Nach
den

den gewöhnlichen Grüßen entstand unter ihnen folgendes Gespräch.

Der Bürger. Nein, ich möchte kein Bauer seyn. In solchem Wetter pflügen, oder sonst draußen hantiren, das mag keine kleine Plage heißen, und wie oft ist im Jahre nicht schlechtes Wetter!

Der Hauswirth. Mühe ist keine Plage, lieber Herr, und dann ist das Wetter von Gott und immer nützlich.

Der Bürger. Ja, das ist wohl wahr, aber ihr werdet doch naß und krank davon.

Der Sohn. Naß wohl, aber darum nicht krank; die Gewohnheit, oft naß zu werden, macht, daß es uns nicht schadet.

Der Bürger. Ihr seht freylich nicht krank aus, mein Freund; aber ehe man das auch gewohnt wird.

Der Sohn. Von Jugend auf sind wir härter als die Leute in der Stadt. Wir spielen als Kinder im kalten Wasser, und oft bey solchem strengen Wetter auf der Straße, da in der Stadt keiner sein Kind hinaus ließe. Über dieß sagt das Sprichwort: Arbeit wärmet.

Der Bürger. Wir Bürger arbeiten auch.

Der Hauswirth. Ja, lieber Herr, und eure Arbeiten sind auch sehr nützlich. Aber unsre sind über dieß auch noch lustig. Wenn euch eure Berche singen soll, so müßt ihr sie füttern, uns singen viele hundert umsonst. Eure Professionen sind oft sitzend
und

und unangenehm, eure Zimmer oder Arbeitsstuben riechen übel, und oft geht ihr mit Gift um, welches euch siech und elend macht; uns aber erfreuen die schönsten Blumen durch das Gesicht und den Geruch zugleich. Der Duft frisch gepflügter Erde gibt ein wahres Stärkungsmittel für unsere Gesundheit. Ein schöner Frühlingsmorgen ist etwas sehr Herrliches, wovon aber in der Stadt wenig genossen wird.

Der Bürger. Aber wie viel Gefahr bringt euch nicht auch Alles! Hitze und Kälte, Hagel und Sturm, Ungeziefer, Krieg und Viehsterben, Alles kann euch verderben. Aber wir, wir arbeiten immer fort, und wenn viel darauf geht, dann haben wir oft die meiste Nahrung.

Der Hauswirth. Ja Herr, aber wir brauchen auch nicht so viel als ihr, und als uns doch Gott gemeiniglich schenket. Wenn es uns dann einige Jahre nach einander gelingt, dann können wir auch wieder einen Schaden ertragen. Und dann haben wir mehr Anlaß, durch Alles, was um uns her geschieht, an Gott zu denken und fromm zu seyn. Denn wir sehen Gottes Werke täglich, und empfangen unsern Segen unmittelbar von ihm, der allem Fleische Speise, und dem Vieh sein Futter gibt, und dem Regen gebiethet, auf daß die Höhen ihr Gewächß geben können.

Der Bürger. Dafür haben wir auch in der Stadt mehr Schutz und Sicherheit, Hülfe in Krank-

Krankheiten, Umgang und Anstalten, unsere Kinder etwas lernen zu lassen, als ihr. Auch ist unser Gottesdienst viel häufiger und prächtiger, unsere Häuser und Gärten schöner, und unsere Kleidung bequemer als die eurige.

Der Hauswirth. Lieber Herr, unsere Armuth reißt keinen, uns zu berauben, und wenn man uns Unrecht thun will, so schüzet uns die Obrigkeit. Krank werden wir seltner, weil wir weniger schmausen. Unsere Kinder erziehen wir wohlfeiler und leichter als ihr; Fleiß und gesunde Glieder sind ihre beste Mitgabe. Was unsern Gottesdienst betrifft, so wissen wir, daß nicht die Menge der Gebethe, sondern die Redlichkeit des Bethenden Gott angenehm ist, und oft singen wir mit mehr wahrer Andacht bey der Feldarbeit, als in mancher Kirche gesungen wird. Unsere Häuser und Gärten decken uns vor dem Wetter, und nähren uns hinreichend; und die Kleidung sowohl, als das Haus macht uns nicht arm durch unnöthige Kostbarkeit.

Der Bürger. Ihr möget sagen, was ihr wölet, ich werde kein Bauer.

Der Hauswirth Lieber Herr, die Stadt hat ihre Vorzüge; aber das Land hat auch die seinigen. Es ist gut, wenn ein jeder seinen Stand liebet. Ich wollte auch die Stadt nicht verachten, sondern nur zeigen, daß man als Ackermann recht glücklich seyn kann, wenn man sich nur darein zu schicken weiß.

Vom Wachsthum der Pflanzen.

Ales, was wächst oder größer wird, muß Nahrung haben. Die Erde hat solche Nahrung oder nährende Theile in sich, wodurch die Pflanzen wachsen. Aber diese Theile können durch die Pflanzen aufgezehret werden. Bald genug würde dieses geschehen, wenn nicht Luft, Thau und Regen u. diese nährenden Theile wieder ersetzen. Am meisten wird die Erde fruchtbar gemacht durch geschickte Bearbeitung mit Graben, Pflügen und Egen, wenn es zu rechter Zeit geschieht. Der Dünger oder Mist trägt auch das Seine bey. Er ist öhlig und salzig, davon entsteht sein Geruch, und von der Fäulniß seine Wärme. Auf recht fetten und kurzen Dünger, der recht klein gebrochen wird, so daß allenthalben davon etwas vertheilt wird, kommt viel an, wenn etwas wachsen soll; auch sehr viel auf guten, reifen, am Keime unbeschädigten und vom Unkraute sorgfältig gereinigten Samen; ingleichen darauf, daß nicht oft einerley Getreide auf denselben Fleck Acker gesäet, sondern mit den Getreidearten so viel möglich abgewechselt wird.

Das Unkraut säet sich selbst, wie der Hederich, Raben, wilde Hafer, die Disteln und anderes mehr; es vermehret sich auch durch die Wurzeln, davon ein jedes abgerissenes Stückchen fortwächst, wie die Paden oder Quecken, Brombeere.

Sehr. Erzähl. E stau.

stauden. Es ist allen guten Pflanzen schädlich; denn es wächst schneller, raubt ihnen die Nahrung, und erstickt sie. Man muß daher seinen Acker davon zu reinigen suchen, und alle hier angewandte Mühe nicht scheuen, weil sie reichlich vergolten wird.

Wer von einem Korn oder Megeu Ausfaat vier Körner oder Megeu wieder erntet, muß damit nicht zufrieden seyn; sondern trachten, durch Verbesserung seines Ackers, wo möglich, zehn Körner oder Megeu davon zu ernten. Nicht die Vermehrung, sondern die Verbesserung des Ackers muß die Hauptsache des verständigen Landmannes seyn. Denn mit eben so viel Zeit, Gespann, Gesinde, Arbeit und Einsaat wird alsdann so viel und mehr Getreide gewonnen.

Bey der Vermehrung des Ackers ist es nicht also. Da muß man oft das gute Land um des schlechten willen verkäufen, oder mehr Vieh und Gesinde halten, als es einbringt, und am Ende hat man wegen des vielen Aufwandes und der Bestellungskosten nicht mehr übrig als der Andere, der weniger Land hat. Aber auf das übrig haben, oder auf den Überschuf, den man in der Wirthschaft nicht verbrauchen muß, sondern verkaufen oder verhandeln kann, kommt Alles bey der Landwirthschaft an. Die Ursache davon ist, weil dadurch Geld zu den baren Abgaben, zu den Bedürfnissen, die der Landmann um Geld kaufen muß, und zur Vermehrung des baren Vermögens verschaffet wird.

Michael hatte drey Hufen Land, und erntete achtzehn Muth Getreide; aber es gehörten vierzehn Muth zu seiner Wirthschaft. Sans hatte anderthalb Hufen, und erntete neun Muth; aber er brauchte vier Muth zu seiner Wirthschaft. Sans war also bey anderthalb Hufen reicher, als Michael bey drey Hufen. Denn man wird nur durch das reich, was man übrig hat.

Gottes Segen ist gemeiniglich bey der fleißigen und verständigen Wirthschaft; denn Hagelschlag, Überschwemmungen, Dürre, Brand, Viehsterben, Krieg sind ungewöhnliche Fälle, und treffen die faulen, so wie die fleißigen Wirthhe.

Oft sagt der Landmann: „Gott hat meine Ernte nicht gesegnet,“ da er doch sagen sollte: Ich bin faul oder unverständlich gewesen; ich habe das Land nicht recht besorget; ich habe schlechtern Samen gesäet; ich habe Stroh statt Mist auf den Acker gefahren; ich habe zur Unzeit Brache gepflügt; ich habe das Wasser im Winter von der Saat nicht abgeleitet &c.

Gott segnet gewöhnlich mittelbar. Wer also die rechten Mittel, als die Ursachen einer guten Ernte, nicht anwenden will, der darf auch die gute Ernte, als die Wirkung, nicht erwarten.

Von der Erde, und den Geschöpfen,
die darauf sind.

Wilhelm.

Das hätte ich nicht gedacht, daß unsere Uhrscheibe am Kirchturme so groß wäre. Nun glaube ich gern, was ihr neulich von der Sonne, dem Monde und den Sternen sagtet. Aber lieber Vater, ihr wolltet mir ja die Frage beantworten: Ob alle Menschen, die auf dem Erdboden wohnen, eben so aussehen wie wir.

Der Vater. Wie es verschiedene Gewächse einer Art, z. B. mancherley Birnen in unserm Garten gibt, so gibt es auch verschiedene Menschen. Um sie zu unterscheiden, hat man die Farbe der Haut zum Kennzeichen gemacht; und dann gibt es weiße, schwarze, gelbe und kupferfarbene. Es gibt zwar noch anders gebildete Menschen, von denen es aber nicht so gewiß ist, ob ihre Farbe und andere Sonderbarkeiten nicht etwa Krankheit, oder doch zu selten seyn, als daß man eine eigene Gattung daraus machen könnte. Einige, und sonderlich die Schwarzen, haben alle ein kurzes, krauses Haar, wie ein Schaf, dessen Farbe beständig schwarz ist.

Wilhelm. Vor diesen Leuten würde ich laufen, und mich verstecken.

Vater. Und warum dieses? Es gibt unter ihnen so wohl, als unter uns gute Menschen und Freunde Gottes, wie du in der Bibel finden kannst.

Wilhelm. Ja, ich besinne mich, lieber Vater, auf den Spruch: Bey Gott ist kein Ansehen der Personen; sondern unter allerley Volk, wer ihn verehret und recht thut, der ist ihm angenehm. Aber die Leute wohnen wohl weit von hier. Nennet mir doch ihr Land.

Vater. Wenn du es behalten willst, so will ich dir sagen, daß man das Stück der Schöpfung Gottes, oder den Planeten, worauf wir wohnen, die Erde nennet. Auf dieser Erde ist nun entweder festes Land oder Wasser; und so viel man jetzt weiß, viel mehr Wasser als Land. Das feste Land ist in fünf Abtheilungen gebracht, denen man Nahmen gegeben hat, um sie besser zu behalten: Europa, Asia, Afrika, Amerika und die Südländer, von denen noch Vieles uns unbekannt ist, aber mit der Zeit entdeckt werden kann.

Wilhelm. In welcher Abtheilung wohnen denn wir, lieber Vater, und in welcher die schwarzen und Kupferfarbenen Menschen?

Vater. Wir in Europa, wo selbst und in Asien die meisten weißen Leute, in Afrika die meisten schwarzen, und in Amerika die meisten Kupferfarbenen wohnen. Obgleich alle diese Abtheilungen große Inseln, oder rund mit Wasser umflossene Länder sind; so gibt es doch auch noch kleinere
In.

Inseln, die ihrer Nähe wegen zu der oder jener Abtheilung gerechnet werden.

Wilhelm. In der See sollen ja große Fische seyn, lieber Vater?

Vater. In der See und auf dem Lande gibt es sehr große und sehr kleine Thiere. Glaubst du wohl, daß es in der See Thiere gibt, die länger und dicker sind als der stärkste Stamm eines Eichenbaumes? Dergleichen sind die Wallfische und andere Seethiere. Auf dem Lande ist der Elephant das größte Thier, der auf seinem Rücken ein kleines Haus und über dreyßig Mann darin tragen kann; so wie unter den Vögeln der Strauß, welcher größer ist als ein Reiter auf einem großen Pferde.

Wilhelm. Ihr redet keine Unwahrheit, lieber Vater, darum glaube ich euch gern.

Vater. Auch nun gibt es noch so kleine Thiere, die noch viel tausend Mal kleiner sind als eine Milbe, und die doch noch viel kleinere Glieder an ihrem so kleinen Körper haben müssen, welche Glieder alle sehr künstlich und ordentlich gemacht sind.

Wilhelm. Lieber Vater, dieses Mal wollt ihr mich auf die Probe stellen. Wie hat denn ein Mensch diese Thiere selbst sehen können? vielweniger, ob sie künstliche Gliedmaßen haben, da sie noch viel kleiner seyn sollen als eine Milbe? Da muß einer ja schon gute Augen haben, der eine Milbe nur erkennen will.

Vater. Mein lieber Sohn, erinnere dich an die Geschichte mit der Sonne und den Sternen, die du für so klein hieltest; und dein Urtheil wird bescheidener ausfallen. Gewiß ist Alles, was ich dir sage; denn ich würde dir Schaden, wenn ich bey deiner Belehrung scherzte. Freylich hätte man mit bloßen Augen weder diese Thiere, noch ihre kleinen Glieder gesehen; aber man hat die Kunst erfunden, sehr helles Glas zu schleifen, daß es, wenn man etwas kleines dadurch betrachtet, dieses viel tausendmahl größer erscheinen machet, als es ist.

Wilhelm. Das ist eine vortreffliche Erfindung. Aber lieber Vater, wie herrlich ist Gott, der das alles, groß und klein, gemacht hat! Wie unzählbar sind alle seine Werke! Wir mögen noch nicht die Hälfte davon kennen! Nun glaube ich es gern, daß auch in allen diesen Sternen Geschöpfe Gottes sind.

Vater. Sieh mein lieber Sohn, das wird, wenn wir fromm sind, nach dem Tode vielleicht eine unserer Beschäftigungen seyn, die unzählbaren Werke Gottes besser als hier zu erkennen, und dann seine Majestät mit allen Engeln und Seligen voll demüthiger Bewunderung zu verehren und anzubethen.

Wilhelm. Ach, lieber Vater, ich will auch recht fromm seyn. Wenn ich nur schon todt wäre, und das alles sähe!

Vater. Nein, mein Sohn, du mußt leben wollen, so lange Gott will, und dich hier in deinem Berufe treu, fleißig und rechtschaffen verhalten. Nur zu solchen will Gott dereinst sprechen: Ey, du frommer und getreuer Knecht! du bist über wenig getreu gewesen, gehe ein zu deines Herrn Freude. Matth. XXV. 21.

29.

Ein Räthsel.

Es gibt ein Ding in der Welt, das kann Gutes thun, und Böses unterlassen, wenn es will. Weil es aber gemeiniglich nicht will, so gibt es vor, es könne nicht. Wenn es ihm übel geht, dann klagt es. Wer ihm die Ursachen entdeckt, woher sein Übel kommt, den mag es nicht leiden. Seiner Wohlfahrt Mittel sind ihm bekannt, und doch mag es sie nicht anwenden. Andere große Mühe scheut es nicht so sehr, als die geringere Bemühung, sich höchst glücklich zu machen. Und doch ist Glückseligkeit sein Wunsch und beständiges Verlangen. 1. B. Mos. IV. 7. Sir. XV. 14 — 17, Matth. XXIII. 27. Jer. X. 19. Joh. VIII. 42 — 59, Matth. XI. 30.

30.

Der Unverschämte.

Ein Herr hatte einem verarmten Unterthane sein Ackergut schuldenfrey gemacht, Sommer- und
Win-

Wintersaat bestellt, ihm das nöthige Vieh und alle Werkzeuge zur Arbeit tüchtig und neu gegeben, und dabey versprochen, in außerordentlichen Fällen ihm seine Hülfe nicht zu versagen. Wenn der Unterthan diese Mittel nun alle gebraucht und fleißig gearbeitet hätte, so müßte nothwendig sein Wohlstand zugenommen haben. Das that er aber nicht. Er nahm das Seinige nicht in Acht, sondern war faul und liederlich. Als er nun hierdurch bald in Noth gerieth, ging er zum Herrn, und bath, daß er ihm doch, wie er versprochen hätte, helfen und ihm von der Armuth schützen möchte. „Ich habe dir schon geholfen, antwortete der Herr, als ich dir alle Mittel gab, deinen Zustand zu verbessern. Du aber mußt diese Mittel anwenden und gebrauchen wollen. „Außerordentliche Unglücksfälle haben dich nicht getroffen. Das aber habe ich nicht versprochen, daß ich auch täglich für dich deine Berufsarbeit thun wollte; denn diese konntest und mußttest du selbst thun.“

So unverschämt, wie dieser Unterthan gegen seinen Herrn, handelt der Mensch gegen Gott, wenn er Alles, was Gott ihm bereits gegeben und seinetwegen schon gethan hat, weder achtet, noch gebrauchet, und dennoch stets bittet, daß Gott ihm doch seinen Geist geben, ihn fromm machen, oder ihn vor der Sünde, die er doch gern begeht, bewahren wolle. Luc. VIII. 14.

Der Prediger und der Zuhörer.

Un einem gewissen Orte war ein Prediger, in dessen Predigten die Zuhörer oft schliefen; weswegen er dann fast in jeder Predigt seinen Unwillen bezeugte. Dieser Prediger starb. Sein Nachfolger bemerkte die böse Gewohnheit mit Betrübnis. Er ließ die Schläfer zu sich kommen, und stellte ihnen die Unnützlichkeit auch der besten Predigt für nicht zuhörende oder gar schlafende Menschen vor; ingleichen das böse Beispiel, welches sie ihren Kindern damit gäben. „Ach, lieber Herr Prediger, antworteten die Leute, es thut uns recht leid, daß wir schlafen, aber wir können es nicht lassen. Kaum sitzen wir eine Weile da, und wollen recht zuhören, so ist's, als wenn uns etwas die Augen zudrückete. Höret, liebe Leute, sagte der Prediger, wenn ihr mir folgen wollet, so sollet ihr der bösen Gewohnheit bald los werden. Stehet auf, so bald ihr Müdigkeit merket, und wer da wacht, der wecke seinen einschlafenden Nachbar.“ Sie folgten ihm, und keiner schlief forthin mehr in der Kirche.

Gott hat die menschliche Natur so eingerichtet, daß der Mensch dem Reize zum Bösen widerstehen kann, und wer aus allen Kräften widersteht, dem wird Gott den Segen nicht vorenthalten. Stand z. B. hier das Mittel wider eine böse Gewohnheit nicht völlig in des Menschen Macht?

Lehre, wie man es machen muß, des Bösen los zu werden, und das Gute zu thun, so wird dein Lehramt gesegnet seyn. 1. Cor. VI. 11. Tit. II. 11, 12.

32.

Die Zugvögel.

Wilhelms kleiner Sohn, Carl, kam einst zu seinem Vater, und sprach: „Ich habe heute schon unsere Schwalbe gesehen, die immer an unserm Dache nistet, und so schön singt.“

Vater. Sahst du auch, wie gestern Abends die Mücken spielten?

Carl. O ja; aber was hat das mit den Schwalben zu thun?

Vater. Sehr viel; denn die Mücken sind der Schwalben Nahrung.

Carl. Auch unser Storch auf der Scheune ist schon gekommen.

Vater. Dann werden auch gewiß Frösche genug da seyn; und die Schlangen werden ihre Löcher in der Erde längst verlassen haben.

Carl. Kommen denn alle Thiere nicht eher, als bis ihre Nahrung da ist?

Vater. Nicht eher. Du weißt, mein Sohn, daß es vielerley wilde Vögel gibt. Einige darunter leben von Körnern und von Gewürme zugleich, diese bleiben denn meist hier. Andere leben bloß vom Gewürme, und diese fliegen fast alle gegen den Winter von uns, und nach solchen Ländern hin,

hin, wo es wärmer bleibt, und also das Gewürm nicht nöthig hat, der Kälte wegen sich zu verkriechen. Wenige Arten derselben, wozu die Schwalben gehören, versenken sich in das Wasser, wenn ihre Nahrung im Herbst aufhöret, und schlafen da den Winter hindurch.

Carl. Und dann kommen die Vögel gegen den Frühling wieder, wenn sie merken, daß etwas zu essen für sie da ist?

Vater. Ja, wie du siehst, mein Sohn. Wer mag aber die Thiere wohl gelehrt haben, den Storch, daß er sein Nest, und die Schwalbe, daß sie das Dach ihres freundlichen Wirthes wieder findet?

Carl. Wer wollte sie das gelehrt haben, als der liebe Gott.

Vater. Recht mein Sohn, Gott hat den Thieren so viel Gutes gegeben, wie sie als Thiere nur brauchen. Wenn du nun die Zugvögel wieder siehst, dann denke stets: „Gott trägt die Speisen auf, ehe seine Gäste kommen. — Das muß ein lieber Gott seyn, der so für Alles sorgt. Auch für die Menschen wird er gewiß ebenfalls gesorget haben.“ Denn sieh, mein lieber Carl, auch für dich hatte Gott zuvor gesorget, daß du Milch fandest, die dich nährte, da du bey deiner Geburt eben auch als ein fremder Gast ankamst, und keine andere Speise dich so gut nähren und erhalten konnte.

Was meinst du wohl, Carl, was wolltest du Gott für eine große Wohlthat wohl geben?

Carl.

Carl. Ich? — Ich habe nichts, das ich geben kann; aber ich will Gott lieb haben. 1. Joh. IV. 19.

33.

Die beyden Schulkinder.

Zwey Schulkinder fragten einander, was sie für ein Spiel spielen wollten. Carl, der der Älteste, aber nicht der Klügste war, sprach: „Komm! wir wollen auß große Eis gehen und „schleifen.“ Der kleine Wilhelm war klüger, und sagte: Carl, dahin gehe ich nicht mit. — „Es hat erst wenige Tage gefroren. — Ich habe „noch keinen großen Menschen auf dem Eise gesehen. — Du kannst ins Wasser fallen.“ — Doch Carl nahm seinen Anlauf. — Als er aber auf die Mitte kam, da brach das Eis; er kam zu Schaden, und kaum ward er mit großer Mühe noch gerettet.

Carl war nun zwar auch belehrt, aber durch Schaden; Wilhelm hingegen (welches doch weit besser ist) wurde durch verständiges Nachdenken vor Schaden behütet. Sir. VI. 18. 33.

34.

Das Kind und der Vater.

Ein Gespräch.

Das Kind.

Über, lieber Vater, warum bethet ihr immer, und warum bethet ich nicht auch laut vor dem

Lische, wie unser Nachbar Fritz thut, und die kleine Marie?

Der Vater. Kinder können noch nicht bethen.

Kind. Warum nicht, lieber Vater? Sehet nur, ich kann die Hände falten, und die Worte will ich schon auswendig lernen.

Vater. Das heißt nicht bethen, mein lieber Carl.

Kind. Was heißt denn bethen? O, saget mir es doch, lieber Vater! Ich will es so gern wissen.

Vater. Bethen heißt: mit Gott reden, ihm für gegebene Wohlthaten oder für eine abgewendete Noth danken, ihm Gehorsam versprechen, und ihn um ferneren Beystand und Segen bitten. Das alles verstehst du nun nicht, also kannst du auch nicht bethen.

Kind. Ja, das verstehe ich wohl, und wenn ich nun sagte: Ich danke dir, lieber Gott, daß du mir's heute wohl schmecken ließeest; laß mir es ferner wohl schmecken; wäre das kein Gebeth, lieber Vater?

Vater. Du willst doch damit so viel sagen, als: Lieber Gott! meine Gesundheit, oder daß ich mit Lust essen kann, ist dein Geschenk, das habe ich von dir. Erhalte mich ferner gesund, lieber Gott!

Kind. Ja, lieber Vater, das mein' ich damit; ich weiß es nur nicht gleich so recht zu geben.

Vater. Darauf kommt es nun eben am wenigsten an, mein Sohn, sondern darauf, ob man es auch recht meint; ob man auch glaubt, daß

z. B. die Gesundheit und alles Gute von Gott kommt, und daß man ihm billig dafür danken muß. — Nur Eins fehlt noch an deinem Gebethe. —

Kind. O, sagt mir's doch, lieber Vater! ich wollte gar zu gern bethen können.

Vater. Da ist es: Du hast Gott in deinem Gebethe nichts versprochen, als du sagtest: Gesundheit hättest du von Gott. Wenn dir doch dabey eingefallen wäre, wozu du dieses Geschenk, diese Gesundheit gebrauchen wollest. Denn wer einem etwas schenkt, der will doch auch wohl, daß man das Geschenk gut anwende.

Kind. Gewiß, das hab' ich vergessen, lieber Vater! Ich will also künftig so bethen; Lieber Gott! ich danke dir für deine vielen — vielen Wohlthaten und auch für meine Gesundheit. Gib mir Verstand, daß ich sie gut gebrauche.

Vater. So ist es recht. Nun sehe ich, daß du bethen kannst, und von nun an darfst du auch laut vor dem Tische bethen. Besinne dich nur alle Mahl eine Weile vorher, ehe du bethest, wofür du Gott danken, welchen Fehler du ihm abbitten, was du ihm versprechen, und was du von ihm bitten willst. Wenn du das nicht vergessest, und was du im Gebethe Gott versprichst, auch hältst; dann wird Gott dein kindliches Gebeth gewiß immer gnädig annehmen, und, weil er so gern wohl thut, dir stets mehr Gelegenheit, ihm zu danken, verschaffen. 1. Joh. III. 21. 22.

Der Geschickte.

Martin hatte in der Jugend gelernt, mancherley Ackergeräth zu machen, und wenn in langen Winterabenden die andern jungen Leute mit Schlafen, Müßiggang und Thorheiten die Zeit verdarben, so saß Martin, und schnigte allerhand nützliche Sachen. Auch hatte Alles ein Geschicke, was er verfertigte, und man konnte sehr gut damit hantiren. Als er nun groß wurde, da ward er bald Meier oder Hofmeister (denn er konnte auch gut säen), bekam mehr Lohn, und hatte noch sonst mehr Vortheile zu genießen als andere Knechte.

Wer geschickt ist, den hält man werth. Sir.
X. 28.

Ärgerniß.

Klausens Kinder hatten von ihrem Vater und ihrer Mutter nichts Gutes gesehen. Die Mutter war zankfüchtig und liederlich, der Vater oft betrunken, und trieb einen ordentlichen Handel mit gestohlenen und andern unerlaubten Waren; dabey denn seine arglistigen Anstalten (wovon seine Kinder oft Zeugen waren) es machten, daß er niemahls ertappt wurde. Fast sein drittes Wort war ein Fluch oder Schwur; und eine ganze Reihe von bösen Sprichwörtern, die nach seinem

nem Sinne waren, führte er stets im Munde, als:

Jeder für sich, Gott für uns alle, Geld ist die Lösung. Umsonst ist der Tod. Harte Zeiten, harte Leute. Dumme Diebe werden nur gehangen. Lustig gelebt und selig gestorben; und wie die Thorheiten alle heißen.

Nun mochte der Lehrer und Prediger diesen Kindern noch so gute Lehren geben; das Beispiel ihrer Ältern, welches sie täglich hörten und sahen, wirkte viel mehr, und sie wurden schädliche Menschen. Klaus und seine Frau hatten also ihren Kindern ein Ärgerniß gegeben oder gemacht, daß die Kinder durch sie ärger wurden, als sie sonst wohl nicht geworden wären.

Wehe dem Menschen, durch welchen Ärgerniß kommt! Matth. XVIII. 7.

37.

Nächstenliebe.

Ein armer Reisender konnte im tiefen Schnee die Stadt nicht erreichen, sondern befand sich, als er, von Müdigkeit und Kälte betroffen, am Wege sitzend eingeschlafen war, in großer Gefahr zu erfrieren. Zwey Bauern fuhren aus der Stadt nach Hause. Hans, der zuerst fuhr, sah den Schlafenden liegen. „Da liegt ein Mensch, rief er, der ist entweder todt oder
Lehr. Erzähl. D „be-

„betrunken.“ Christian, der nach Hansen fuhr, hielt gleich still, stieg ab, und versuchte lange, ob er ihn aufwecken könnte, fand aber keine Bewegung an ihm: „Komm, rief Hans, laß ihn liegen; was geht es uns an, wir müssen nach Hause. Nein, antwortete Christian, ich habe in der Schule gehört, daß, wenn ein Mensch schon erfroren ist, ein vernünftiger Arzt ihn dennoch retten könne. Hilf mir ihn auf meinen Wagen laden, ich will zurück nach der Stadt fahren, und ihn zum Arzte bringen. Das wäre mir eben recht, antwortete Hans, ich sitze hier einmahl warm, und sollte mir die Flüße wieder kalt machen.“ Und damit fuhr er fort. Christian hob ihn also allein auf seinen Wagen, fuhr nach der Stadt zurück, und hatte die Freude, daß der verständige Arzt, zu dem er den Erfrorenen brachte, ihn wieder herstellte.

Alle guten Menschen, als sie diese That erfuhren, liebten und lobten Christian; aber Hans ward als ein Liebloser verachtet.

Wer deiner Hülfe bedarf, der ist dein Nächster; dem sollst du helfen, wie du kannst.
Luf. X. 29. — 37.

38.

S c h i c k s a l.

Es war einmahl eine Hochzeit nicht weit von einem Dorfe auf dem dabey liegenden Vorwerke. Aus dem Dorfe war ein Bauer mit seiner Frau

Frau und zwey Kindern zum Hochzeitfeste eingeladen. Die Ältern hatten es auch für sich und die Kinder zugesagt. Man kann denken, wie sehr sich die Kinder freueten auf den Schmaus, die bunten Kleider, die Musik, und was ihnen sonst noch angenehm dabey vorkam. Auf den Mittag wurde der Mann sehr krank. Deswegen mußte die Frau zu Hause bleiben, und ohne die Ältern sollten die Kinder nicht nach diesem Hochzeitfeste hingehen. Da weinten die Kinder sehr, daß sie die Lust vergebens gehoffet hätten. Das eine Kind war gar so unwillig, daß es sagte: Warum mußte denn der Vater eben heute krank werden, da wir einmahl eine Lust haben sollten? Aber hört, Kinder, was geschah. Den Abend kam Feuer in dem Hochzeitthause aus; und weil es von unten an zu brennen anfing, die Gäste aber oben waren, so kamen die Leute auf der Stiege zu Schaden, oder wurden vor Schrecken hernach krank. Da merkten die Ältern, daß die plöbliche Krankheit, welche sie von dem Hochzeitfeste abgehalten, aber bald wieder nachgelassen hatte, eine wohlthätige Schickung und Regierung Gottes gewesen sey, und lobten Gott dafür. Ihre Kinder aber belehrten sich an diesem Exempel, daß Gott auch bey zugeschiedten Leiden die besten Absichten habe, und daß, wenn wir oft sogleich nicht wissen, wozu das Leiden uns gut ist, wir doch hernach erfahren werden, wie gut es unser himmlischer Vater mit uns meine. Röm. VIII. 28.

Schaden der Unwissenheit.

Ein armer Tagelöhner hatte einen Bruder in der Fremde, der war wohl zwanzig Jahre abwesend; und die Leute glaubten, er wäre todt, weil er so gar nichts von sich hören ließ. Einmahl kam ein Brief an den armen Tagelöhner, als er eben in der Stadt war. Weil dieser Mann aber selbst weder gedruckte, noch geschriebene Schriften lesen konnte; so ging er mit dem Briefe zu seinem Wirthe, und bath, daß dieser ihm den Brief doch vorlesen möchte. Als der Wirth den Brief eine Weile still durchgelesen hatte, sagte er zum Tagelöhner: Höret, in dem Briefe steht, eurer Bruder in der Fremde wäre todt, und hätte euch „fünffzig Thaler vermacht; aber ihr müßtet so „gleich kommen, und das Geld selbst abhohlen. „Herr Wirth, sagte der Tagelöhner, wo soll ich „denn hingehen, und das Geld abhohlen? Nach „Amsterdam, über hundert Meilen von hier, „sagte der Wirth, da liegt euer Geld. Ey, sagte „der Mann, hundert Meilen hin, hundert her „— das sind ja wohl gar zwey hundert Meilen; da kostete mich die Reise und Verkömniß bey der nahen Ernte fast mehr, als „ich erben soll. Höret, sprach der Wirth, gebet mir dem Brief, und verkaufet mir euer „Recht daran für dreyßig Thaler; so könnet ihr „hier

„hier bleiben, und ich will schon sehen, wie ich zum Erlöse komme. Aber ihr müßet keinem Menschen etwas von diesem Handel sagen. „Wollet ihr das?“ Herzlich gern, antwortete der Tagelöhner. Nun hohlte, und zählte der Wirth die dreyßig Thaler auf. Der Tagelöhner dankte, nahm sie, und ging vergnügt nach Hause. Aber nach vielen Jahren, als der Wirth, der indessen liederlich und arm geworden war, sterben sollte, da bekannte er mit großer Angst auf dem Todebette, wie er den armen Tagelöhner betrogen hätte; denn in dem Briefe hätte gestanden:

„Wer diesen Brief in Amsterdam bey einem gewissen Manne vorzeigen würde, dem sollten zwey tausend Thaler (und also sehr viel Mal mehr, als der Wirth dem Tagelöhner gegeben hatte) ausgezahlt werden;“

welche er dann auch erhalten, aber liederlich durchgebracht hatte.

Unschätzbar ist der Werth der Schulen! Lesen, Schreiben und Rechnen lernen ist ein Hülfsmittel, zu aller wahren Weisheit zu gelangen, und viel Gutes zu kennen. Weish. XX. 8.

40.

Vom Wesentlichen und Zufälligen.

In einer gewissen Stadt war ein lustiger Thorschreiber. Wenn die Bauern zu Markte fuhren, und oft wegen ihrer Menge lange halten mußten,

ten, dann scherzte er mit einigen, die er kannte, und verachtete gewöhnlich den Stand der Ackerleute.

Einst scherzte er auch so mit Wilhelm, da kam er aber unrecht an. Denn dieser forderte von ihm eine genaue Beschreibung, was denn ein Bauer eigentlich wäre? Der Thorschreiber sagte: „Ein Bauer ist grob, dumm und faul, und wenn er nicht muß, so regt er weder Hand noch Fuß.“

„Ihr irret, sagte Wilhelm. „Ein Bauer ist ein Mensch, der aus dem Landbaue und der Viehzucht den größten Vortheil zu ziehen weiß; — der das Vorrecht hat, bey seiner Arbeit am meisten gesund und stark zu bleiben; — dem allein unter allen Ständen die Kinder nicht zur Last sind; — dessen beständige Betreibung seines Berufes die meisten wahren Reichthümer in den Staat bringt. — Sehet, mein Freund, das soll, oder kann der Bauer seyn, wenn er darf, und dazu in Schulen angeführet wird. Wenn ihr also künftig eine Beschreibung von einem Dinge machet; so unterscheidet fein das Wesentliche vom Zufälligen.“

Da schämte sich der Thorschreiber, und ging schweigend fort.

Zufällig ist das an einem Dinge, was daran seyn kann, aber eben nicht nothwendig seyn muß; wesentlich hingegen dasjenige, ohne welches ein Ding nicht das, oder nicht so vollkommen

men das ist, was es seyn soll. So ist z. B. in dieser Geschichte keine nothwendige Eigenschaft des Ackermannes, daß er grob, dumm und faul seyn müsse; obgleich aus mancherley Ursachen es sich oft ereignet, daß er es ist.

41.

Vom Nutzen des richtigen Denkens bey dem Ackerbaue.

Wilhelm hatte einen verständigen Lehrer in der Schule gehabt. Anstatt die Kinder bloß zum Auswendiglernen von Wörtern zu zwingen, die die Kinder nicht verstehen, weil sie ihnen nicht gehörig erkläret werden, oder weil sie Dinge bedeuten, die für ihre Jahre noch zu hoch sind: hatte dieser Lehrer mit Wilhelm und den übrigen Schulkindern über Alles deutlich gesprochen, und die Kinder von Jugend auf zum Bemerken, Verstehen und Überlegen alles dessen, was sie sahen, hörten und thaten, und sonderlich dessen, was zu ihrem künftigen Berufe gehörte, gewöhnet. Von diesem verständigen Unterrichte hatte besonders Wilhelm großen Nutzen. Denn als er nach seines Vaters Tode das Ackergut erbt, und seines Soldatendienstes entlassen wurde, da zeigte sich's an dem, was er that. Er sah, daß er zu viel Ackerland unter dem Pfluge hatte; dieses konnte er weder zu rechter Zeit, noch gehörig bestellen. Dann mangelte der nöthige Dünger, weil er zwar viel Zugvieh halten mußte, aber
nicht

nicht genug Futter dazu gewann; daher denn das Vieh elend und kraftlos war. Wilhelm ließ sogleich den schlechtesten Acker liegen, und verbesserte zuerst den nächsten und besten nach Möglichkeit; und weil es ihm an Futter fehlte, so miethete er noch Wiesen, wohl wissend, daß ihm diese Ausgabe reichlich würde eingebracht werden. Auch behalt er sich die ersten Jahre deswegen genau. Als er nun durch dreyjährige bessere Bestellung diesen Acker in tragbaren Stand gesetzt hatte, so vermehrte sich sein Vorrath an Dünger dergestalt, daß er jährlich ein Stück von dem schlechten und entfernten Acker wieder unter dem Pfluge nehmen und auch verbessern konnte. Nach zwölf Jahren war Wilhelm mit allen seinen Äckern in Ordnung. Sein Vieh, welches er bloß zum Ackerbaue hielt, war in dem besten Stande, so wie sein Garten und sein Hauswesen.

Sollte wohl nicht ein ganzes Land großen Vortheil davon haben, wenn alle Bauern so richtig dächten als Wilhelm? Weissh. III. 14.

42.

Vom Nutzen des richtigen Denkens bey
der Viehzucht.

Wilhelm hatte sich keine unverständige Frau genommen; denn er dachte: „Was hilfst es dir, wenn du auch Alles noch so gut machst, und deine Frau ist in allen Stücken dem Guten zu-

wi-

„wider, oder du kannst sie nicht bedeuten?“ Er konnte aus andern Dörfern viel reichere Mädchen heirathen, aber er sprach: „Ich will lieber ein „ärmeres unter denen mir wählen, die mit bey „unserm Schullehrer in die Schule gegangen „sind. — Was denen am Gelde fehlt, das „haben sie an Verstand und Geschicklichkeit.“ Er hatte also ein Mädchen, Namens Marie, geheirathet, mit der er sehr vergnügt lebte.

Als diese nun sah, wie richtig ihr Mann dächte, und wie Flug er es anfinge, auf eine rechtmäßige Art in bessere Umstände zu kommen, da dachte sie auch ihrerseits darauf, wie sie Vortheil brächte; und weil sie rechnen konnte, so überrechnete sie bey jedem Entwurfe, den sie machte, Schaden und Vortheil genau.

Einmahl, da sie sich mit einander über ihre Wirthschaft berathschlagten, that Marie ihrem Manne unter andern den Vorschlag: Alles, was sie in der Brache an Kohl, Kartoffeln, Rüben &c. gewannen, künftig nicht mehr zu verkaufen, sondern den Winter durch ihren Kühen zu geben; weil es doch nur spottwohlfeil, Milch und Butter aber theuer wären, so würde der Vortheil größer seyn. Das Vieh würde nämlich dabey fett werden, auch die Versäumniß bey dem Verfahren dieser Früchte gespart, von besser genährtem Viehe würden auch stärkere Kälber, besserer und mehrerer Dünger erhalten werden können.

Wil.

Wilhelm fand den Vorschlag seiner Frau so nützlich, daß er ihn billigte, und eine so verständige Frau täglich lieber gewann.

Sollte vielleicht dieses dem Lande nicht großen Vortheil bringen, wenn auch das weibliche Geschlecht zum richtigen Denken in der Schule mehr, als bisher angeführet würde? Spr. Sal. XXXI. 10. 11. 26. 27. 31. Sir. XXV. 11.

43.

Die gute Schwester.

Wls Marie mit Wilhelm einige Jahre verheirathet war, da fand sie in ihrer Wirthschaft viel zu thun. Weil ihre Kinder klein waren, so hatten sie von ihnen noch keine Hülfe, wohl aber manche Last; und allein auf das Gesinde konnte sie sich nicht verlassen. Aber sie hatten noch eine jüngere Schwester, die hieß Louise. Diese, weil sie Marien sehr liebte, sagte zu rechter Zeit ihren Dienst bey ihrer Herrschaft auf, kam zu Marien, und erboth sich, einige Jahre bey ihr zu bleiben, und gegen ein Geriniges am Gelde zu den nöthigen Kleidungsstücken ihr in ihrem Hauswesen beyzustehen. Wilhelm und Marie nahmen dieses Anerbiethen mit Freuden an. Durch diese Hülfe hatten sie nach und nach viel gewonnen. Nach einigen Jahren fand sich eine Gelegenheit, daß Louise heirathen konnte. Da rechneten Wilhelm und Marie heimlich zusammen, was Louise indessen etwa würde verdienet haben

ben, wenn sie bey andern Leuten gedienet hätte; und an ihrem Verlobungstage gaben sie ihr dieses an Geld und Hausgeräthe zu ihrer Ausstattung. Sir. XXV. 1. 2.

44.

Auch an die Nachkommen muß man denken.

Wenn Wilhelm einen Obstbaum pflanzte, so setzte er gemeinlich einen Zweig von einem Marschanzkerapfel darauf. Einst besuchte ihn sein Nachbar Hans, fand ihn bey seiner Arbeit, und tadelte ihn deswegen. „Ey, Gevatter, sprach er, warum nehmet ihr nicht lieber Pfropfreiser von andern Äpfelarten, die eher tragen? Das könntet ihr noch erleben, aber die Marschanzker tragen vielleicht in zwanzig Jahren noch nicht viel Obst.“

„Aber wenn diese doch endlich tragen, antwortete Wilhelm, dann haben auch meine Nachkommen auf lange Zeit desto reichlicheren Vortheil.“

So wie es mit manchen Dingen in der leblosen Natur beschaffen ist, so geht es auch mit guten Anstalten und Einrichtungen. Sie müssen daher natürlicher Weise immer seltener werden, je mehr die Menschen sich gewöhnen, nur auf das Gegenwärtige begierig zu sehen, und in die Zukunft gar nicht zu denken. Denn gewöhnlich entstehet alles vorzügliche Gute langsam, und be-

frie-

friedigt nicht sogleich in der ersten Zeit die Ungeduld unserer Erwartung und Wünsche; es dauert aber, wenn es empor kommt, desto länger, und belohnet dann reichlich den Fleiß und die Hoffnung des Menschenfreundes.

45.

Die Kunst, ohne Neue fröhlich zu seyn.

Klaus konnte den ganzen Frühling hindurch Blumen sehen, Nachtigallen schlagen hören, die schönsten Kornfelder durchwandeln, und ihm kam auch nicht ein froher Gedanke in den Sinn. Wenn er froh werden sollte, so mußte Wein oder Kaffee und Kuchen daseyn. — Er mußte im Spiele gewinnen, oder den besten Rock in der Gesellschaft anhaben. — Oder es mußte ein einfältiger Mensch gegenwärtig seyn, den er verspotten konnte. — Nur bey dergleichen Anlässen pflegte Klaus zu lachen.

Einst ging er über ein kleines Feld an einen Ort zu Gaste, und sah, wie gewöhnlich, gedankenlos vor sich nieder. Da fand er seinen armen Vetter Carl vor einem wilden Apfelbaume, der eben in voller Blüthe stand. Er sang mit leiser Stimme den Vers:

„Mich ruft der Baum in seiner Pracht,
„Auch mich, auch mich hat Gott gemacht;
„Gebt unserm Gott die Ehre:“

und weinte vor freudiger Empfindung des allgü-

glütigen Schöpfers. „Wie kannst du dich über
„einen Baum so freuen? sagte Klaus mürrisch
„zu Carl, der ihn nun mit froher und wohlwol-
„lender Seele grüßt.“ „Ey, lieber Vetter,
„antwortete Carl, wenn es nicht wohlfeile Freu-
„den gäbe, wo wollte ich Armer welche herneh-
„men? Ich kann keine Freuden bezahlen. Aber
„darum habe ich Gott so lieb, daß er auch für
„uns Arme Freuden bereitet hat; — denn ich
„kann ohne Kosten und ohne Reue fröhlich seyn.
„Aber es ist eine ordentliche Kunst. Nun was
„ist das für eine? sprach Klaus. Da ist sie, wenn
„du mich hören willst, antwortete Carl: ich sehe
„Alles recht an, was da ist, Großes und Kleines,
„was Gott gemacht hat, und finde alle Tage etwas
„Neues und Schönes. Dann denke ich nach,
„warum und wozu dieses und jenes wohl da
„seyn, oder wozu es wohl nugen mag; und wenn
„ich dabey der Weisheit des Schöpfers zuweilen
„auf die Spur komme, dann kann ich gleich mit
„meinen eigenen Worten bethen, weil ich von der
„Allmacht, Weisheit und Güte Gottes alsdann
„ganz durchdrungen bin. Und so gehe ich mit
„Vorsätzen, dem Allgütigen zu gefallen, munter
„und froh an meine Arbeit. Lebe wohl, sprach
„Klaus, und ging fort.“ 2. Cor. XIII. 11. 1.
Thess. V. 16. 18.

Frage eines Schulkindes an seinen
Lehrer.

Das Schulkind.

Uber, lieber Lehrer, wenn ich nun keine Arbeit bekommen kann, wie soll ich dann dem Müßig- gange entfliehen?

Der Lehrer. Wie vielerley Hauptarten der Arbeit mag es wohl geben?

Schulkind. Nun, ich denke zweyerley: Kopf- und Handarbeiten.

Lehrer. Und der Handarbeiten? — kannst du sie alle nennen?

Schulkind. Nein, es mögen sehr viele seyn.

Lehrer. Ob alle diejenigen, die bey den vielen Handarbeiten nöthig sind, lauter Meister seyn mögen?

Schulkind. Nein; es gibt auch Gesellen und Lehrlinge.

Lehrer. Sonst hast du keine Gattung Menschen dabey bemerkt? Z. B. bey den Männern, wie heißt der, welcher Sand, Kalk und Steine zuträgt?

Schulkind. Ein Handlanger.

Lehrer. Ob auch diese nöthig seyn mögen?

Schulkind. Ja, denn sonst müßte ein anderer brauchbarer Arbeiter sich damit beschäftigen, der indessen etwas Besseres thun könnte.

Lehrer. Der Handlanger erhält aber wohl eben so viel Lohn als der Meister?

Schul-

Schulkind. Nein, ich glaube nicht; denn dazu kann man einen jeden gesunden Menschen brauchen; der Meister hingegen muß sein Handwerk schon ordentlich gelernet haben, und mehr verstehen, folglich auch mehr Lohn haben.

Lehrer. Freylich; nach dem einer nützt, nach dem wird er gemeiniglich bezahlet. Was wolltest du also thun, wenn du etwas mit dem Handwerke, welches du eigentlich gelernet hättest, für jetzt nichts verdienen kannst? Wolltest du lieber so lange müßig gehen, betteln, stehlen oder hungern?

Schulkind. Nein; ich wollte mich nach anderer Arbeit erkundigen, und, wo jemand Hülfe brauchte, helfen.

Lehrer. Aber wenn du die Arbeit noch nie gethan hättest, würdest du gleich so viel Lohn fordern können als ein geübter Arbeiter? Oder würden Verständige dir ihn geben wollen?

Schulkind. Nein. Im Anfange, bis ich die neue Arbeit recht thun könnte, würde ich lieber weniger Lohn fordern als die andern.

Lehrer. Nun hast du dir selbst auf deine erste Frage geantwortet.

Handle nach diesen Vorfällen. Suche du Arbeit, wenn sie dich nicht sucht; so wirst du nicht allein niemahls müßig gehen, sondern auch gewiß nicht leicht über Mangel an Arbeit zu klagen haben. *Sir. XXXI. 27.*

Die schlechte Hauswirthinn aus Unreinlichkeit.

Balthasars Frau sollte aus dem Milchwesen den größten Theil des Gewinnes ziehen, der bey seiner Pachtung zu haben war. Man konnte ihr eben nicht vorwerfen, daß sie etwas davon verschwendete; denn auf ihrem eigenen Tische war nichts seltener, als Milch, Butter und Käse. Doch konnte sie wenig verkaufen, und die Kunden, welche der verstorbenen Pächterinn Alles reisend abgekauft hatten, verloren sich nach und nach gänzlich. Was war davon die Ursache? Keine andere, als daß Balthasars Frau äußerst unreinlich einher ging, auch eben dieses an ihren Mädchen und Kindern litt. Wer in ihre Milchstube kam, der verlor vollends allen Appetit zu ihren Waren.

Unreinlichkeit ist eine böse Gewohnheit; denn sie hat alle Mahl Ungesundheit und sehr oft auch Armuth zur Folge. Spr. Sal. XXXI. 25. 27.

Der Abwendigmacher.

„Warum bleibt ihr doch bey eurer Herrschaft?“ so sagte zu Frigen ein neidischer Nachbar, den es verdroß, daß Frig seinem Herrn so nützlich wurde, und der ihn deßhalb gern abwendig machen woll-

wollte. „Ich habe es euch schon oft angebothen:
„zieht zu mir; ich will euch mehr Lohn, und alle
„Jahre noch ein gutes Kleidungsstück geben.
„Nein, mein Herr, antwortete Frig, Alles,
„was an mir Gutes ist, das hab' ich nächst
„Gott meiner Herrschaft zu danken; sie hat in
„meiner Jugend auf meinen Unterricht viel ge-
„wendet, es ist also billig, daß ich ihr auch
„wieder Nutzen bringe. So lange mich also
„meine jetzige Herrschaft behalten will, bleibe
„ich aus Dankbarkeit bey ihr.“

Der Nachbar schämte sich und ging fort.

Was deines Nächsten ist, es sey Haus, Gut
Acker, Dienstbothen, und Alles, was sein ist, das
sollst du nicht begehren an dich zu bringen wider
seinen Willen. 1. Mos. XX. 17.

49.

Das übel angewandte Sprichwort.

„Ja, ungerechtes Gut gedeihet nicht!“ So sprach
einst Hans zu seinem verständigen Nachbar Wil-
helm, da diesem ein Stück Weizen verhagelt ward.
Hans hatte vor Kurzem durch einen Urtheilsspruch
dieses Stück Acker, welches er in vorigen Zeiten
pfandweise von Wilhelms Vater erhalten hatte,
gegen die Erlegung des Pfandschillings an Wil-
helm wieder herausgeben müssen. Weil er sol-
ches, da es mehr werth war als das Pfandgeld,
gern behalten hätte; so hielt er das Urtheil für

Lehr. Erzähl.

Ⓒ

un-

ungerecht; aber Wilhelm antwortete ganz gelassen: „Lieber Nachbar, wendet doch dieses gute Sprichwort nicht so übel an. Ihr habet euer Geld erhalten, und ich den dafür verpfändeten Acker. Es ist also kein unrechtes Gut, woran ich jetzt Schaden leide. Schaden ist oft bey der Landwirthschaft; Gottlob! daß ich diesen Schaden ertragen kann.“

Nicht immer war, was man verliert, unrechtes Gut. Oft das, was man behält, aber dessen man bey dem Besitze nicht froh wird, verdient diesen Namen. *Sir. XII. 7.*

50

Ein magerer Vergleich ist besser als ein fetter Prozeß.

Christoph und Görge standen vor Gerichte wegen eines Grafesteckes, der zwischen beyden streitig war. Görge wollte den Grafesteck ganz allein haben, obgleich Christophs Vater schon, und Christoph selbst darauf seit dreyßig Jahren mitgehülthet und mitgemähet hatten. Denn Görge hatte in seinen Briesschaften etwas gefunden, woraus so halb und halb zu schließen war, daß vor Zeiten seinen Vorfahren der Grafesteck wohl mochte ganz allein gehört haben. Als sie nun ihre beyderseitigen Gründe dem Richter gemeldet hatten, und es jetzt an dem war, daß die Klage sollte übergeben werden; da fragte Christoph nach, wie viel es wohl

wohl an Kosten betragen könnte, bis die Sache zu Ende käme. Da fand sich's, daß es beyden Theilen mehr kosten würde, als der Grasesack werth wäre. Christoph both also Görge einen Vergleich an, und forderte die Hälfte; und Görge both ihm den dritten Theil des streitigen Ortes an. Als sich nun Christoph auch dieses gefallen ließ; so gingen sie als Freunde nach Hause, und jeder behielt sein Geld, die vermiedene Unruhe und den Verdruß ungerechnet. Col. III. 13 — 15.

51.

Die bösen Scheundrescher.

Ein Herr hatte ein Gut, worauf viele Tagelöhner wohnten. Damit diese Leute Brot haben sollten, so ließ er unter andern alles Getreide um die Megezahl, das ist, etwa um den 11ten Mege von diesen Tagelöhnern ausdreschen, da er es doch mit großem Vortheile für Tagelohn; oder mit Hofdiensten hätte können dreschen lassen; denn das Korn war theuer. Er hatte sie oft ermahnet, rein auszudreschen, und kein Korn zu entwenden. Sie aber thaten keines von beyden. Aus Faulheit droschen sie nicht rein, und jeder trug alle Tage Mittags und Abends seine beyden Läschen voll Korn nach Hause.

Der Herr merkte dieses lange nicht. Endlich aber ward es entdeckt, und acht von ihnen wurden dabey getroffen. Sie sagten, als sie darüber

vernommen wurden, es wäre nur eine Kleinigkeit, und bathen, es darum so genau nicht zu nehmen. Aber der Herr ließ die Taschen nachmessen, da sich dann fand, daß in jede über ein Maßel ging, und daß gar leicht, täglich zwey Mahl von acht Tagelöhnern gerechnet, des Tages ein Mege, mithin über hundert Mege nach und nach Konnten gestohlen seyn. Dieses machte nach damaligem Kornpreise an 150 Fl. Sie wurden als Hausdiebe zu harter Strafe gezogen, und die andern verloren durch sie den Verdienst in der Scheune; denn der Herr ließ nunmehr Alles unter Aufsicht für Bohn, oder von Diensten ausdreschen. Da beschwerten sich die andern Tagelöhner, die es wohl gewußt hatten, nur aber des Diebstahls selbst nicht überführt werden Konnten, daß sie darunter leiden müßten. Aber der Herr antwortete: „Ihr habt es euch selbst zuzuschreiben; denn ihr habt es gewußt und nicht angegeben. Wie kann ich euch trauen?“

Machet euch durch Verhehlen und Verschweigen nicht theilhaftig fremder Sünden, sondern mehret, so viel an euch ist, dadurch, daß ihr selbst kein Unrecht leidet, allem Unrechte.

52.

Der Verschwender.

Als einmahl im März die Sonne wärm schien, Weiden blüheten, und Lerchen sangen, da trat ein Schä-

Schäfer vor seine Thür, und sprach zu sich selbst:
„Bist du nicht ein Thor, daß du den Heuboden
„so schonest? Was soll dir das Heu? Es wächst
„alle Tage mehr Gras zu, und ist jetzt schon ge-
„nug da, daß die Schafe leben können.“ So-
gleich ging er in den Schafstall, und hieb die
Stangen entzwey, worauf das Heu lag, so daß es
in großen Haufen in den Stall fiel. Als die
Schafe nach Hause kamen, und die Menge Heu
gewahr wurden, da suchten sie sich das beste her-
aus; das übrige, welches sie, ordentlich und
mäßig vorgelegt, wohl auch gefressen hätten, tra-
ten sie nun unter die Füße. Aber etwa nach acht
Tagen änderte sich die Witterung. Es fror und
schneyete gewaltig; die Schafe mußten viele Ta-
ge zu Hause bleiben, und der Schäfer gerieth in
Gefahr, Hungers wegen seine ganze Schäferey
zu verlieren.

Spare in der Zeit, so hast du in der Noth.
Sir. XXXI. 24.

53.

Der Geizige als der größte Thor.

Klaus hatte Geld genug, aber er fürchtete sich,
es anzuwenden, auch wenn es zu seinem eigenen
Besten gereichte. Unter andern war sein Ofen so
schadhaft, daß er neu gesetzt werden mußte.
Es ward ihm oft gesagt, daß, wenn er einfiel,
das Feuer Schaden thun könnte. — Aber Klaus
Lehr.

kehrte sich nicht daran, und heigte lieber gar nicht ein. Dann zwang ihn einst die bittere Kälte des strengen Winters dazu, daß er einheigen mußte. Als eben niemand in der Stube war, fiel der Ofen des Morgens zusammen. Das Feuer ergriff den nahen Flachs an den Spinnrädern, darauf die nicht weit davon stehende Lade, dann das Bett. Nun ward Lärmen im Dorfe. Klaus, der in der Scheune war, eilte herbey, und wollte sein Geld retten. Indessen kamen die Sprigen; denn es brannte schon zum Dache heraus. Weil das Haus nicht mehr erhalten werden konnte, ward es eingerissen, um wenigstens die übrigen Gebäude, ja das ganze Dorf zu retten. So löschte man denn auch glücklich das Feuer; aber man vermistete Klausen. Als nun der Schutt aus einander gebracht wurde, da fand sich sein Körper vor der verbrannten Lade bey dem Gelde liegend, wo er vermuthlich vom Dampfe erstickt war.

Wer das Geld zum Zwecke macht, das doch nur zum Mittel bestimmt ist, der ist geizig. *Sir.* IV. 36. XIV. 6.

54.

Die schädliche Erbschaft.

Ein Handwerksmann in einer kleinen Stadt hatte guten Verdienst, und nährte sich von seinem Handwerke manches Jahr reichlich.

Endlich starb sein Vetter, der ihm einen Weinberg im Testamente vermachte.

Seine verständige Frau rieth ihm, die Erbschaft zu verkaufen, aber er wollte nicht; denn der Weinberg stand in einer sehr lustigen Lage, und er war sehr gern in dem kleinen Hause, welches darin gebauet war. Wenn er nun im Weinberge sich aufhielt, so besuchten ihn müßige Leute allerley Standes, die er mit trockenem Munde weggehen zu lassen sich schämte. Das Häuschen ward ihm bald zu klein; er schaffte mehr Hausgeräth an, und bauete endlich gar das Haus größer. Als er nun darüber sein Handwerk versäumte, und wenig zu Hause war, da thaten die Gesellen indessen, was sie wollten, arbeiteten schlecht, und er verlor bald alle Kunden.

In wenig Jahren mußte er den Weinberg Schulden halber verkaufen. Weil er sich den Müßiggang einmahl angewöhnet hatte, so konnte er die anhaltende Arbeit nicht wieder gewohnt werden; doch mußte er hernach als Gesell wieder arbeiten, weil er als Meister keinen Zugang mehr haben konnte. Er grämte sich darüber, verfiel in eine higige Krankheit, und starb in den besten Jahren.

So gibt Zuwachs an Gütern nicht stets Zuwachs an wahrer Glückseligkeit. Sir. XI. 10. VIII. 32. 33.

Unterschied zwischen Sparsamkeit und Geiz.

Zwey von den Einwohnern eines sammt der völligen Ernte durch den Blitz eingäscherten Dorfes wurden von ihrer Gemeinde in die umliegende Gegend gesandt, für diese Verunglückten einige Beysteuer zu erbitten. Unter andern kamen sie früh Morgens auf den Hof eines wohlhabenden Landmannes. Sie fanden ihn vor dem Stalle, und hörten, als sie sich ihm näherten, wie er dem Knechte es ernstlich verwies, daß er die Stricke, woran die Ochsen gespannt gewesen, über Nacht im Regen am Pfluge gelassen, und nicht ins Trockne gebracht hatte. „O weh! Der Mann ist genau, sprach einer zum Andern, hier wird es nicht viel geben.“ Nun wurde der Herr des Hofes die Fremden gewahr. Indessen er mit ihnen in sein Haus ging, erzählten sie ihm ihr Unglück, und brachten ihr Begehren an. Groß war ihre Verwunderung, als er ihnen bald ein ansehnliches Geschenk am Gelde gab, und noch versprach, eben so viel an Saatkorn der verunglückten Gemeinde zu schicken. Ja sie konnten in ihrer dankbaren Nührung sich nicht enthalten, ihrem Wohlthäter während des Frühstückes es zu gestehen, wie seine Mildehrigkeit ihnen um so mehr unerwartet gewesen sey, da sie ihn wegen des

vorhin um eine Kleinigkeit dem Knechte gegebenen Verweises für sehr genau gehalten hätten.

„Liebe Freunde, war seine Antwort, eben dadurch, daß ich das Meinige jederzeit zu Rathe hielt, kam ich in den glücklichen Zustand, wohlthätig seyn zu können.“

Wie mancher schämt sich der Sparsamkeit, der bloß des Geizes sich zu schämen glaubt! Und wie mancher schämt sich der Wohlthätigkeit, weil er sie fälschlich für Verschwendung hält!

Unwissenheit war stets des Lasters Mutter,
Sir. VII. 1—6. XXIX. 12 Sp. XIX. 17. 2.
Tess. III. 13.

56.

Die Kleinigkeit.

Kunz war leichtsinnig, und nahm nicht gern gute Lehren an. Einst hatte er an einem schwülen Tage sich im Laufen sehr erhitzt; ein kühler Gewitterregen erfolgte, und nun stellte sich Kunz, der seinen Rock ausgezogen hatte, unter den Thorweg in die Zugluft. Sein Herr warnte ihn vor der unausbleiblichen Verkältung; aber Kunz meinte, das wäre eine Kleinigkeit für ihn, er könnte Alles ertragen. Abends hatte er schon Schnupfen, und war so heiser, daß er nicht laut reden konnte. Sein verständiger Herr wollte ihn nun viel warmen Thee von Hohlunderblüthe trinken und früh zu Bette gehen lassen, da-

mit durch die hergestellte Ausdünstung (denn Verkältung ist nichts anders als gehemmte Ausdünstung) die größere Gefahr vermieden würde. Aber Kunz sprach: Der Schnupfen ist eine Kleinigkeit, der Hals wird sich schon von selbst wieder geben — und war so wenig dazu zu bewegen, daß er vielmehr noch den Abend ausging, und spät nach Hause kam. Aber am andern Morgen war er auf eine unruhige Nacht träge, und hatte unleidliche Kopfschmerzen. Nachmittags trat mit einem Ekel am Essen das Fieber ein; der Hals ward entzündet, und am vierten Tage starb Kunz an der Bräune, oder der Entzündung des Halses.

Die Verkältung war also eine Kleinigkeit.
Sir. XX. 1. 26. XXXVII. 30.

57.

Die schädliche Cur.

Louise ward mit dem gewöhnlichen dreytägigen Fieber zu Ende des Winters befallen. Diese Art Fieber vergeht aber, wenn die Ursache des Fiebers, nämlich zähe, verdorbene Säfte, durch die Erschlütterung des Frostes erst beweglich gemacht und dann durch die darauf folgende Ausdünstung weggeschafft sind, sonderlich bey jungen Leuten von selbst. Doch thörichte Rathgeber vermochten Louisen, daß sie sich durch zu voreiligen Gebrauch stärkender Arzneymittel das Fieber vertreiben ließ. Nun verging zwar das Fieber, aber Louise ward deswegen nicht wieder
obl=

völlig gesund, sondern blieb kränkelnd und stoch;
und wenn sie nicht bald in die Hände eines
verständigen Arztes gekommen wäre, so hätte
sie an der Wassersucht sterben müssen.

Jes. 1. 16. 17. 18. 1. Pet. III. 10. 11.
Ebr. XII. 14. Matth. VII. 21. Ebr. V. 9.
Röm. II. 5 — 10. XXXV. 5.

58.

Der gute, aber nicht geglaubte Rath.

In einem Dorfe wohnten acht Bauern und der
Pfarrer. Der Pfarrer war ein verständiger, gu-
ter Mann, der viel Wahrheiten wußte, und noch
täglich mehr dazu lernte. Einst kam im Winter
eine ansteckende, hitzige Krankheit in das Dorf,
und in vielen Häusern waren Kranke. Da sagte
der Pfarrer: „Liebe Leute, folget meinem treuen
„Rathe, haltet die Kranken nicht so heiß mit
„Einheizen, und Budecken mit Deckbetten; sie
„haben doch Hitze genug. Brauchet keine hitzigen
„Arzneyen; sie sind schädlich. Schicket in Zeiten
„zum Arzte in die Stadt; denn wenn ihr war-
„tet, bis euch der Athem ausgehen will, dann
„kann der Arzt nicht mehr helfen. Lasset alle La-
„ge frische Luft durch die Fenster in die Stuben,
„und trinket, Gesunde und Kranke, viel Wasser
„mit etwas Weinessig; so werden viele Kranke
„besser werden, und viele Gesunde werden vor
„der Krankheit bewahret bleiben.“ Drey Haus-
wir.

wirthe glaubten dem Pfarrer, daß er die Wahrheit lehre; denn sie kannten ihn, daß er ein rechtschaffener, verständiger Mann war. Sie machten es so, wie er sagte, und fragten ihn um Rath, wo sie sich nicht zu rathen wußten. In allen diesen Häusern nahm die Krankheit nicht überhand. Die andern fünf waren zweifelsüchtig. Sie sprachen: „Das wollen wir nun bleiben lassen. Warum ist den eingeheist, wenn man die „Fenster aufmachen soll? Das Holz ist theuer. „Hize muß Hize vertreiben. Unser Schäfer soll „den Doctor noch wohl was lehren können. „Branntwein und Pfeffer, spricht er, wem das „nicht hilft, dem kann nicht geholfen werden. „Starckes Bier muß der Kranke trinken, damit er „Kräfte kriegt. Er ist ja schon so matt, und soll „noch Wasser mit Essig trinken? Was geschah? Die fünf zweifelsüchtigen oder ungläubigen Hauswirthe starben in Kurzem mit vielen Kindern und dem Gesinde dahin, und es blieb in der ganzen Gegend das Dorf wegen dieser Geschichte bekannt.

So wie dieser Pfarrer thut, hat Gott manches Mahl und auf mancherley Weise die Menschen belehret, was gut und schädlich ist; aber die wenigsten haben ihm geglaubet. Ebr. I. 1.

Das thörichte Kind.

In einem gewissen Orte herrschte eine Krankheit unter den Kindern. Unter andern wurde ein Kind plötzlich sehr krank. Die Ältern schickten gleich nach dem Arzte. Der Arzt kam, und brachte Arzeney mit, von derselben Art, als er schon bey vielen Kranken mit Nutzen gebraucht hatte. Denn Alle, die sie zur rechter Zeit eingenommen hatten, waren besser geworden. Dieses kranke Kind aber wollte durchaus nicht die Arzeney einnehmen. Die Ältern fragten das Kind, ob es denn nicht wünsche, wieder gesund zu werden. „O ja, liebe Ältern, ich wünsche recht bald gesund zu werden,“ sagte das Kind. Nun so mußst du auch die Arzeneymittel gebrauchen, und sie einnehmen, damit du gesund werden könnest, sprachen die Ältern.“ Aber das Kind blieb bey seinem Eigensinne. Es wollte gern gesund werden, aber doch keine Arzeney, die die Krankheit vertreibt, einnehmen. In wenig Tagen mußte das Kind sterben. Zuletzt nahm es wohl ein, aber da war es zu spät; die Krankheit hatte zu sehr zugenommen. Sir. XXXVIII. 4.

Die Hausmittel.

Auf einem Dorfe wohnte ein Pfarrer, der seine Nebenmenschen liebte, und ihnen gern auf alle Wei-

Weise nützlich werden wollte. Er begnügte sich nicht damit, daß er ihre Kinder lehrte, und den Erwachsenen nützliche Predigten hielt, sondern er besuchte auch die Kranken in seiner Gemeinde. Da jammerte ihn denn sonderlich der hilflose Zustand solcher Leute, die entweder aus Armuth keinen Arzt und keine theure Arzeneey bezahlen konnten, oder zu weit von den Städten, wo dergleichen zu haben sind, wohnten, und doch baldige Hülfe nöthig hatten. Schon lange hatte er nützliche Bücher, die davon handelten, gelesen, und rechtschaffene Ärzte nach wohlfeilen und doch wirksamen Arzeneymitteln gefragt, die man darum auch Hausmittel nennet, weil sie sehr billig in allen Häusern seyn sollten. Diese Hausmittel hatte er sich angeschaffet. Es waren folgende:

1. Brechmittel, bey Überladung des Magens, bey dem Drücken in der Herzgrube, bey schlechter Eßlust und unruhigem Schlasfe zu nehmen, wenn nicht etwa ein Blutspeyen, oder ein Bruch sie zu verordnen hinderte. Sie bestanden aus wohl zubereitetem Brechweinsteine, und waren in der Apotheke für Alte und Junge zugerichtet, und als Pulver in Papieren abgewogen. Ein solches Pulver ward nun in einen Topf, der etwa ein halb Maß kochenden Wassers enthielt, geschüttet, und so mußte es mit einander laulich werden. Dann trank der Kranke in Zeit von einer Viertel-Stunde den dritten Theil dieses halben Maßes laulichten Wassers in kurzen Zwischenzeiten aus.

Wenn

Wenn es dann zu wirken anfing, würde kein solches Wasser mehr, oder wenn es drey bis vier Mahl (welches gewöhnlich genug ist) gewirkt hatte, auch nicht mehr von diesem Wasser, sondern etwas Kamillenthee nachgetrunken. Sollte etwa auf das, vorgeschriebener Maßen, getrunkene erste Drittheil dieses mit dem aufgelösten Brechweinstein vermischten Wassers gar keine Wirkung erfolgen, dann trinkt der Kranke in der andern Viertel-Stunde das andere Drittheil, und so fort, bis die Wirkung erfolget. Sollte es aber für acht Mahl (welches doch selten geschieht) wirken, so durfte der Kranke nur etwas warmes Bier, worin frische Butter geschmolzen war, trinken, so hörte das Brechen gleich auf.

2. Abführungsmittel, um z. B. am ändern Tage nach dem Brechen den Unrath noch aus den Gedärmen wegzuschaffen. Dazu nahm er anderthalb, zwey bis dritthalb Loth Glauber-Salz, nach dem der Kranke alt und stark, oder jung und schwach war. Dieses Glauber-Salz ließ er in einer Schale warmen Wassers auflösen, und den Kranken austrinken. Wenn es zu wirken anfing, dann mußte der Kranke fleißig laulich gewordenes Wasser, welches vorher siedend heiß auf eine halbe Handvoll getrockneten Kamillen und Hohlerblumen gegossen war, nachtrinken. Aber einige Tage nach den Abführungen und Brechmitteln ließ er für die Kranken zur Stärkung des Magens heißes Wasser
auf

auf eine Handvoll Tausendgüldenkraut gießen, und sie davon, wenn es abgekühlt war, ein Bierglas voll, oder ein Viertel Maß des Morgens einige Tage lang trinken.

Bey manchen andern Unpäßlichkeiten, als Schnupfen, Husten, Kopfweh, starken Zahn- und Halbschmerzen, und bey den meisten Arten von Fiebern gab er zwey Loth Glauber-Salz in einem Quart oder Maß Wassers aufgelöset, und verordnete dieses Quart Salzwasser, wenn es jedes Mahl umgeschüttelt worden, in vier Theilen täglich auszutrinken, und solches etliche Tage bis zur völligen Besserung zu wiederholen.

3. Wider Brustbeschwerden und trockenen Husten ließ er ein Quart oder Maß siedend heißes Wasser auf eine halbe Handvoll gequetschten Leinsamen gießen; dieses mußte eine Weile sieden, dann ward es abgegossen, und Morgens und Abends laulich mit Milch getrunken.

4. Wider Leibschmerzen verordnete er den Kranken, Kamillen- und Fliederblumenthee (Sollunderblüthenthee) häufig zu trinken. Waren Verstopfungen dabey, so hatte er einige Klystier-röhren und Blasen angeschafft; und durch etliche Klystiere, die auf seinen Rath von Hasergrüße oder Leinsamen in Milch gekocht, und durchgeseihet ganz laulich den Kranken beygebracht worden, waren sie meistens glücklich gehoben.

5. Wider die Ruhr mußte der Kranke täglich ein oder zwey Mahl ein Brechpulver, aus der Ruhrwurzel bereitet, so oft wiederhohlt einnehmen, bis der bittere Geschmack im Munde und das Drücken in der Herzgrube sich verlor. Die Klystiere wurden täglich bis zur Besserung gegeben. Die Hauptspeise war getrocknetes oder frisches, reifes Obst, sonderlich Pflaumen, wenn sie zu haben waren.

6. Wider hitzige Fieber mit Raserey oder Schlassucht, und gänzlicher Niederlage der Kräfte hatte er Spanischliegenpflaster vorrätzig; das ließ er an die Waden und Arme des Kranken legen, und ihn im ersten Falle viel kaltes Wasser mit Salpeter und ein wenig Weinessig, im letzten Falle aber täglich ein Glas guten Wein, und etwas Wein unter Wasser gemischt, trinken.

7. Bey Seitenstechen, Bluthusten und Blutstürzung ließ er eine Ader öffnen, und zuweilen, wenn es nöthig war, das Aderlassen wiederholen, sonst aber den Leinsamenthee mit gereinigtem Salpeter, und Wasser mit Weinessig viele Tage lang trinken.

8. Bey Fiebern, welche von bösen Geschwüren und Schäden herrührten, und oft, nachdem sie eine Weile ausgeblieben waren, wieder kamen, ließ er den Kranken etliche Wochen täglich ein Quart Wasser, worein eine gute Handvoll abgeschälter Rinde von der Knack- oder Bruchweide ein Mahl aufgekocht worden war, trinken, und die Geschwüre zwey Mahl mit kaltem Wasser ver-

binden, inzwischen aber alle acht Tage zwey Loth Glauber-Salz nehmen.

9. Bey Gichtschmerzen, oder Reissen in den Gliedern mußten die Kranken folgenden Trank sechs Wochen lang trinken, und dazwischen alle vierzehn Tage, so lang die Cur währte, ein Mal 2 Loth Glauber-Salz zum Abführen einnehmen:

Nimm große Klettenwurzeln, die im Frühlinge gegraben, getrocknet und Klein geschnitten sind; davon werden jeden Tag sechs Loth mit zwey Maß oder Quart Wasser auf die Hälfte eingekocht; dieses eingekochte und abgekklärte Maß Wasser wird alle Tage, sechs Wochen lang kalt getrunken.

Alle diese Mittel sind wohlfeil. Die Brechmittel kosten das Stück etwa einen Groschen; das Pfund Glauber-Salz etwa fünf bis sechs Groschen; die Kräuter, Blüthen und Wurzeln kann man umsonst sammeln.

Und so half dieser verständige Mann vielen Menschen für einige Groschen Ausgabe zu ihrer Gesundheit.

Wie viele Menschen werden durch gewinnstüchtige Betrieger um ihr Geld; und durch unrechte Arzeneymittel um ihre Gesundheit gebracht! Die vortrefflichsten Arzeneymittel sind wohlfeil, oder kosten nur die Mühe, sie kennen zu lernen, und zu rechter Zeit in Vorrath zu sammeln. Die beste Zeit, die Wurzeln und Kräuter zu sammeln, ist im ersten Frühlinge; die Kräuter aber werden um den Johannisstag gesammelt.

Gelobet sey die Güte des Schöpfers, der oft in ein geringes Kraut, in eine geringe Wurzel und Rinde große Heilkräfte geletet hat!

Bekanntmachung eines Mittels, sich vor den Blattern zu schützen.

Ein Gespräch.

Wilhelm. Sage mir doch lieber Kunz, was sind denn eigentlich die Blattern?

Kunz. Wie kommst du jetzt zu dieser Frage?

Wilhelm. Laß dir erzählen, was ich heute für einen traurigen Anblick hatte: Eine arme Frau sprach mich um Almosen für ihren blinden Sohn an. Ich sah ihm ins Gesicht, und o, wie gräßlich, wie fürchterlich sah er aus! Statt der gefärbten Augensterne hatte er zwey weiße Auswüchse; voll Mäthe war sein Gesicht; ein schauerlicher Anblick! Wie wurde das Kind so unglücklich? war meine Frage. Die bösen Blattern, die vor vier Jahren herrschten, haben es gethan, antwortete die Frau. Nun siehst du Kunz, warum ich gefragt habe.

Kunz. Recht gern antworte ich dir, mein Lieber. Die Blattern sind die böseste, ansteckendste, tödtlichste und in ihren Folgen fürchterlichste Krankheit aus allen, denen der Mensch unterworfen ist. Selbst die so sehr gefürchtete Pest ist lange nicht so gefährlich und verheerend als sie. Unter tausend Menschen ist kaum Einer, der gänzlich von ihnen verschont bleibt, und von zehn Menschen stirbt wenigstens Einer, manches Mal aber noch mehrere davon. Wie ein wüthendes Thier fallen sie alle Menschen an, die diese Krankheit noch nicht überstanden haben. Ein heftiges Fieber mit großer Hitze, mit Irreden und andern schmerzlichen und gefährlichen Zufällen ist meistens der Anfang derselben. Den dritten Tag, oft früher, brechen denn kleine erhabene Pünctchen,

von der Größe eines Hirsekorns oft in unzählbarer Menge aus, die nicht selten mit andern gefährlichen Ausschlägen verbunden sind. Nun läßt zwar das Fieber und die andern schmerzhaften Zufälle etwas nach; diese Pünctchen aber heben sich nach und nach, und werden, wenn sie nicht zu häufig, und die Krankheit gutartig ist, gelblichte, erbsengroße, von einander abstehende Bläschen oder Blattern, welche um den zehnten Tag ihre vollkommene Reife erlangt haben. Nach diesem Tage fangen sie an abzutrocknen, und sich in Vorken (Krauden) zu verwandeln, welche dann etwas früher oder später abfallen. Allein gar oft geht die Krankheit nicht diesen gutartigen Gang; eine ungeheure Menge dieser Knötchen bricht hervor, statt sich in gelbe von einanderstehende Blasen zu verwandeln, fließen sie zusammen, erheben sich nicht, und bilden bläuliche, oft schwarze, zusammen gedrückte, aashaft riechende Blasen, welche den Körper von dem Scheitel bis zur Fußsohle bedecken. Das Fieber, das heftige Irredeln hält an, und oft gesellen sich dazu Sichter und Blutflüsse. Der ganze Körper, besonders das Gesicht schwillt heftig, und die Augenlieder werden durch die Geschwulst geschlossen. Meisten Theils sterben diese Unglücklichen den dreyzehnten oder vierzehnten Tag der Krankheit, manchmahl später. Wenige überstehen die Krankheit, wenn sie diese Gestalt annimmt; und diese sind oft auch unglücklicher, wie du heute an dem armen Knaben gesehen hast, als wenn sie ein geschwindes Opfer derselben geworden wären. Oft mindert sich nach unneuhbaren Schmerzen die Krankheit, die Geschwulst fällt, das Kind öffnet mit Mühe die Augen, und o Schrecken! es ist des Gebrauchs derselben auf immer beraubt. Oft bleibt eine Schwäche der Augen, welche nach Jahren manchmahl in unheilbare Blindheit übergeht. Die schöne Gestalt des Angesichtes ist verändert, mit Narben und Wäthen bedeckt, Schwindsucht, Weinraß, und
vie-

viele andere Krankheiten sind oft die Folgen selbst gutartiger Blattern. Hier hast du eine kurze Schilderung dieser Krankheit.

Wilhelm. O, das ist schrecklich! Aber sage mir, haben denn die Arzte noch kein Mittel gegen diese Pest entdeckt, oder warum lassen denn die Aeltern nicht, wie mein guter Vater mir, wie ich gehört habe, die Blattern einimpfen, sie sollen dann doch viel milder seyn.

Kunz. Die Blattern trozten bis jetzt den Heilmitteln der geschicktesten Arzte. Durch die Einimpfung hätten Millionen von Kindern gerettet werden können, wenn nicht der Umstand, daß die geimpften Blattern doch manchmahl etwas von der Börsartigkeit der natürlichen an sich tragen, oft die Kinder sehr krank machen, und manchmahl, obgleich sehr selten, tödten, die Aeltern von dem Gebrauche derselben abgehalten hätte.

Die Vorsicht hat aber einem Manne, dessen Namen wir und die Nachwelt immer mit Dank aussprechen sollen, ein Mittel entdecken lassen, welches uns eben so leicht als sicher ohne Krankheit gegen die Blattern bewahrt. Dieser Mann ist der Engländer **Eduard Jenner**, das Mittel sind **Kuhpocken**.

Wilhelm. Das ist sonderbar. Warum heißen sie aber die **Kuhpocken**?

Kunz. Weil die Menschen sie von den Kühen erhalten. Diese bekommen in gewissen Gegenden, nicht nur allein in England, sondern auch in dem nördlichen Deutschland, in der Schweiz, in Italien und höchstwahrscheinlich auch bey uns an dem Euter Blattern, wodurch die Menschen, wenn sie die Kindtblattern noch nicht überstanden haben, und mit verwundeten oder geritzten Fingern die Kühe melken, angesteckt werden. Jenner bemerkte dieses, und impfte mit dieser Materie Kinder so, wie mit den Kindtblattern ein.

Wilhelm. Wie wird die Einimpfung gemacht?

Kunz. May hat verschiedene Methoden einzuimpfen.

pfen. Gewöhnlich nimmt man eine Lanzette, (ein kleines, sehr gespitztes, zweyschneidiges Messerchen) oder eine Nadel, beneßt die Spitze derselben mit etwas flüßigem Stoffe aus einer Kuhpocke, und sticht dieselbe zwischen das Oberhäutchen in der Mitte der äußern Seite des Oberarms so leicht als möglich ein. Nach einigen Tagen bekommen die Kinder an der Imßstelle eine kleine Blase, welche bis zum neunten Tage allmählich so groß wird als eine Erbse, und um welche sich ein schöner, rother Kreis bildet. Die Kinder sind dabey fast gar nicht krank, und nur zwischen den 8ten und 9ten Tage kann man ein kleines, oft kaum merkbares Fieber spüren. Außer der Stelle, wo geimpft wird, zeigt sich, einige äußerst seltene Fälle ausgenommen, am ganzen Körper kein Ausbruch von mehreren Blattern. Nach dem 10ten Tage fangen die Pocken an, nach und nach ihren schönen, rothen Umkreis zu verlieren, die mit einer lichten, wasserhellen Flüssigkeit angefüllten Blasen werden trüber; es bildet sich eine Borke, welche immer dunkler und endlich dunkel rothbraun wird, meistens nach dem 20sten Tage abfällt, und eine ziemlich starke Narbe hinterläßt. Weder vor, noch nach der Krankheit haben die Geimpften eine Arzeney nöthig, auch hat man noch nie üble Folgen davon gesehen.

Wilhelm. Und sind wirklich schon viele Kinder dadurch gerettet worden?

Kunz. In beynabe 4 Jahren sind viele Tausende, selbst erwachsene Leute, aus allen Ständen von dem geringsten bis zum höchsten gerettet worden. Unser gütigster Monarch ging seinen Unterthanen selbst mit dem besten Beyspiele vor, indem er die jüngsten zwey seiner Kinder und zwar den letzten Erzherzog Franz, Carl Joseph in dem zarten Alter von vier Monatzen mit den Kuhpocken impfen ließ.

Wilhelm. Kostet aber vielleicht das Einimpfen viel?

Kunz. Unvermögligen Leuten kostet daselbe gar nichts.

nichts. Die meisten Ärzte und Wundärzte machen sich ein Vergnügen daraus, Kinder unentgeltlich zu impfen; auch sind beynah in jeder großen Stadt eigene Anstalten, wo man seine Kinder unentgeltlich impfen lassen kann.

Wilhelm. Nun so will ich denn gleich meinen guten Vater bitten, daß er mein kleines Schwesterchen mit den Kuhpocken impfen läßt, und sie vor den abscheulichen Kindsblattern bewahret.

Kunz. Thue das mein Lieber und lebe wohl.

Wer weise ist, läßt sich rathen. Sir. XXXI. 24.

62.

Von den Mitteln, Todtscheinende zu retten.

Von Ertrunkenen.

1. Der Berunglückte wird, sobald es seyn kann, nachdem er aus dem Wasser gezogen ist, in ein warm gemachtes Bett gebracht, doch muß bey dem Tragen dafür gesorget werden, daß der Kopf nicht niederhänge. Wird er gefahren, so muß das Fuhrwerk langsam fahren.

2. Es wird der Körper mit gewärmten Laken leicht bedeckt, und darunter, wenn er völlig entkleidet ist, mit wollenen Tüchern um die Herzgrube sanft gerieben, der Unterleib aber mit einer gewärmten Hand gelinde gedrückt. Die Hände und Füße werden gebürstet.

3. Man sey bemühet, durch Einblasen oder einen Blasebalg Luft in die Lunge durch den Mund zu bringen, wobey die Nase fest zugehalten und die Lippen angedrückt werden.

4. Essig und starker Branntwein wird mit dem rauhen Theile einer Feder oft unter und in die Na-

se gestrichen, oder gepulverter Tabak in Kleinen
Prisen in die Nasenlöcher geblasen.

5. So wie ein Zeichen der Bewegung sich fin-
det, wird alles Übrige unterlassen, und nur allein
mit dem gelinden Reiben mit gewärmten wolle-
nen Lüchern fortgefahen. Die Anwendung ei-
gentlicher Arzeneymittel wird in diesem Falle, wie
in allen übrigen, der Verordnung eines ordentli-
chen Arztes, oder einer andern der Sache kundig-
en Person überlassen.

Von Erstickten.

In Kellern, wo Most oder Bier gähret, wo viel
Brantwein verwahrt wird; in Zimmern, wo
Holz, Torf oder Steinkohlen glimmen; durch den
Dampf ausgehender Talglichter, Öhl- und
Lhranlampen, ingleichen durch den Dampf von
geheizten Öfen wird die Luft so verdorben, daß
sie zum Athemhohlen nicht mehr taugt, und die
darin sich befindenden Menschen ersticken. Die
leichtesten Mittel dagegen sind folgende:

1. Man bringe den Erstickten so fort in ein Küh-
les, reinluftiges Gemach, und völlig entkleidet
in eine sitzende Stellung.

2. Die Füße werden bis an die Knie in ein
lauwarmes Fußbad gesetzt, welches noch durch
Zugießung etwas wärmeren Wassers nach und
nach erwärmet werden kann.

3. Der Leib wird mit Lüchern, die in kaltes
Wasser getaucht worden sind, gelinde gerieben.

4. Man muß sich alle Mühe geben, dem Kranken durch den Mund, der gewöhnlich gesperrt ist, in seine Zunge Luft einzublasen, und also die Bewegung wieder herzustellen; das Übrige aber ist der Verordnung des so schleunig als möglich gehohlenen Arztes, oder in dessen Entfernung einer andern der Sache wohl kundigen und dazu gesetzten Person überlassen.

Von Erfrorenen.

1. Man hüthe sich, den gefundenen Körper sogleich in ein warmes Zimmer oder Bett zu bringen.

2. Vielmehr scharret man ihn an einem kalten Orte in den Schnee, so daß nur Mund und Nasenlöcher offen bleiben. Der Schnee wird allenthalben fest angedrückt, und sobald er an diesem oder jenem Theile zu schmelzen anfängt, wird frischer Schnee aufgelegt.

3. Trägt sich der Fall bey trockener Kälte zu, so wird der Körper in Lächer, die in geschmolzenes Eis getunkt sind, gehüllt, und damit unermüdet fortgefahret.

4. Sobald sich Zeichen des Lebens finden, wird der Kranke in ein mäßig gewärmtes Bett gebracht, das Übrige aber der Verordnung des in dessen gehohlenen Arztes, oder einer andern verständigen und der Sache kundigen Person überlassen.

5. Die meisten Leute erfrieren, weil sie, um
sich

sich zu erwärmen, Brantwein trinken. Dieser aber macht, so wie ein hoher Grad der Kälte, schläfrig, und im Einschlafen erfrieren die Leute. Man nehme also in der Kälte auf Reisen zc. nie Brantwein, sondern lieber warmes Bier mit etwas Ingber zur Erwärmung.

Von Personen, die in schweren Ohnmachten liegen.

Da die Ursache dieser Ohnmachten oft sehr verschieden ist; so ist es am besten, so bald es seyn kann, den ordentlichen Arzt zu rufen. Scharfen Essig unter die Nase gehalten, oder Lächer in kaltes Wasser getaucht, und um den Unterleib geschlagen, pflegen in gewöhnlichen Fällen die Bewegung wieder herzustellen.

63.

Von Nahrungsmitteln.

Eine Frau, die entweder geizig, oder unverständig, oder sehr arm war, gab ihren kleinen Kindern nichts als Mehlsuppe oder Kartoffeln ohne genugsames Salz zu essen. Da bekamen die Kinder blasse Gesichter und dicke Leiber, und eines starb nach dem andern hin. Als sie nun über ihren Verlust einmahl sehr weinte, da sagte es ihr ein verständiger Mann, der es wohl wußte. „Ach,“ antwortete sie ihm, wie weiß unser eins das! „und dann ist das Salz theuer. Kartoffeln sind „bald in der Asche gebraten, eine Mehlsuppe ist „bald gemacht, und man wird doch auch satt da-
von

von. Liebe Frau, sprach der verständige Mann, satt werden ist nicht die Hauptabsicht des Essens, sondern dadurch genähret und gestärket zu werden. „Beydes würde besser geschehen seyn, wenn „ihr eure Kinder, je öfters je lieber, zwischen den „Kartoffelmahlzeiten auch bloße gesalzene Brot- „suppen, und Buttermilch mit Brot hättet essen „lassen, oder wenn ihr die vortrefflich gesunden „Mohrrüben (gelbe Rüben) statt der Kartoffeln „zur gewöhnlichen Kinderspeise gewählt hättet. „Gewiß, eure Kinder lebten noch, und blüheten „wie die Rosen. Nun, sprach die gute Frau, „wenn ich wieder Kinder bekomme, will ich es „auch so machen.“

Nicht Alles, was man essen kann, auch nicht zu allen Zeiten dasselbe ist gesund; und Manches höret auf schädlich zu seyn durch die Verbindung, in welcher es genossen wird.

Unwissenheit tödtet zuweilen.

64.

Von wahren und falschen Freunden.

Flaps hatte Geld geerbet; aber weil er nicht durch gute Erziehung und durch Unterricht in der Schule verständig geworden war; so wußte er es nicht gut zu gebrauchen, sondern kam fast nicht aus der Schenke, und zehrte von dem geerbten Gelde bis auf den letzten Thaler. Er hatte etliche herumziehende Musikanten gedungen, und nun sollte Al-

les

zen und spielen. Einst stand er in der Thür, und Wilhem ging vorbeý. „Bruder, rief er, komm her; ich will für dich die Zeche bezahlen; wir wollen lustig seyn, es soll dich nichts kosten; „habe ich doch Geld genug.“ — Wilhelm hatte bey nahe Lust, aber weil er an den Pfarrer eiligst etwas zu bestellen hatte, so antwortete er: „Setz „habe ich nicht Zeit, aber vielleicht auf dem „Rückwege.“ Unter Weges überdachte er sein Vorhaben, und weil er nicht mit sich eins werden konnte; so fragte er den Pfarrer, der ein sehr verständiger Mann war, ob er wohl mit Flapsen, der ihm doch Freundschaft beweisen wollte, umgehen könnte. Dieser Mann sagte: „Nein, mein „Sohn, thu es nicht. Flaps ist ein liederlicher „Verschwender, und wird ein schlechtes Ende „nehmen, wenn er sich nicht bald bessert. Er „hat lange Weile, die sollst du ihm vertreiben „helfen. Sonst macht er sich so wenig aus dir „als aus seinem Gelde. Aber du könntest von „ihm Böses lernen; und es wäre Schade um „dich. Denn böse Beyspiele verderben gute Sit- „ten. — Gehe lieber einen andern Weg wie- „der zu Hause, damit die Versuchung nicht „stärker werde.“ Wilhelm folgte dem treuen Ra- the. Bald hatte Flaps in betrunkenem Muth e- ine Schlägerey angefangen. Er selbst und viele Leute waren beschädigt worden. Alle, die zugegen gewesen waren, mußten zeugen und schwören, und keiner blieb ohne Mühe und Unkosten. Da freute sich

sich Wilhelm, daß er des Pfarrers Rath befolgt hatte, und sagte: „Flaps war nicht mein Freund, sondern wollte mich verführen; aber der Pfarrer war ein wahrer Freund, denn er warnte mich vor Schaden.“

Wer Gott verehrt und liebet, der findet einen solchen Freund. Sir. IX. 21, 22, 23. VI. 16.

65.

Groß und klein.

Prahler war hochmüthig, und wollte immer etwas Besonderes erzählen, damit ihn und seine Begebenheiten die Leute bewundern sollten. Einmahl erzählte er, daß man ihn, wie er als Soldat vom Feinde war gefangen worden, in ein Land gebracht hätte, wo die Bienen so groß als die Lauben waren. Wilhelm fragte ihn, ob sie denn dort auch Bienenkörbe hätten. Freylich, antwortete Prahler, eben solche, wie bey uns; und mancher Bauer hatte etliche hundert solche Stöcke an seinem Gartenzaune. Wilhelm fragte weiter, ob etwa nur zwey Bienen in jedem Stocke waren. Warum nicht gar! rief Prahler, viele Tausend sind in jedem Stocke. Da lachten alle Leute; denn so viele und so große Bienen hätten weder im Garten, noch auf dem ganzen Hofe des Bauers Platz gehabt.

Kleinmacher hatte einen andern Fehler. Dem war nichts gut genug. Er hatte auf einen jeden Menschen etwas zu sagen. Wer stille und beschei-

scheiden war, den nannte er dumm; wer ein fröhliches Herz hatte, den hieß er frech und ausgelassen; wer das Seine zu Rathe hielt, der mußte geizig heißen, und wer ehrbar oder ernsthaft war, den schalt er gar einen Heuchler. Und so verkleinerte er das Gute an einem jeden Menschen, und freuete sich, wo er etwas verachten, oder daran zu tadeln finden konnte. Aber ein Jeder ging auch weg, wo Kleinmacher hinkam, und er wurde von allen Leuten verachtet.

Prahle nicht, und verkleinere nicht. Nenne Alles bey dem rechten Rahmen. Triff das Maß in allen Dingen. Sieh, wenn du nicht als Obrigkeit, oder als Herrschaft, oder als Lehrer deine Unterthanen, Dienstbothen und Zuhörer bessern sollst, und auf Ordnung und Recht halten mußt, lieber auf das Gute, als auf die Fehler deiner Nebenmenschen. Spr. XVII. 28. XXVI. 4. Matth. VII. 1.

66.

Die Wahrheit.

Wenn Wilhelm um das, was er von irgend einer Sache wußte, gefragt wurde, sey es in Gerichten, oder sonst in ernsthaften Gesprächen; so sagte er davon seine aufrichtige Meinung, und wie es ihm ums Herz war. Er vergrößerte und verkleinerte nichts, sondern wie sich die Sache verhielt, so redete er davon. Es traute ihm daher ein Jeder; sein bloßes Ja und Nein galt mehr, als der Schwur eines Andern, welches ihm denn die Hochachtung und das Vertrauen aller Leute erwarb.

Ein

Ein jeglicher meide die Lügen, und rede die Wahrheit. Weil man sich nach der Wahrheit richten und sich darauf verlassen kann, deswegen ist die Wahrheit so köstlich. Epr. XII. 19.

67.

Der Taschenspieler und der Bauer.

Flink, ein Taschenspieler, verachtete den Ackermann Steffen, als sie sich einst auf einem Jahrmärkte begegneten. „Bey Fürsten und Herren darf ich in die Stube kommen, sprach Flink, und des Tages ein Gulden ist mein geringster Verdienst. So viel verdiene ich nicht, antwortete der Bauer, aber gebt Acht, ich werde länger Brot haben als ihr.“ Bald darauf kam ein Krieg und eine Theurung in das Land, da trieb der Hunger den Taschenspieler Flink unter andern auch vor Steffens Haus.

„Wollet ihr mir als Knecht dienen, sprach Steffen zum bettelnden Taschenspieler, so will ich euch Lohn und Brot geben. Ach! wenn ich das gelernt hätte, antwortete Flink, so brauchte ich jetzt nicht zu betteln — aber ich will euch für vier Groschen alle meine Künste machen. Diese können mir den Verlust meiner Zeit nicht ersetzen, erwiedert Steffen, wenn mich auch das Geld nicht dauerte. Da habet ihr indessen ein Stück Brot, und lernet nun die Wahrheit glauben: Die Kunst, die am längsten nährt, ist die beste.“

68.

Martin und sein Lehrer.

Martin.

Uber wenn ein Garten alle Jahre tragen kann, so könnte das Feld ja wohl auch alle Jahre besäet werden?

Der **Lehrer**. Warum nicht? Wende nur eben den Fleiß an dein Feld, wie an deinen Garten, so wird das geschehen können; und was das Wichtigste ist, worauf es noch ankommt, wirst du selbst finden.

Martin. Etwa, daß das Ackerfeld eben so gute Erde und Lage habe als der Garten?

Lehrer. Freylich. Denn wenn du z. B. einen Fleck, der oft überschwemmt würde, oder einen Sandberg, der dem Sonnenbrande bloß gestellt läge, dazu wählen wolltest, da würde dir weder dein Graben, noch Düngen etwas helfen. — Aber Martin, welche Seite der Sandberge läßt sich doch durch Mähe verbessern?

Martin. Jene, die nach Nordost liegt; weil da die Sonne am wenigsten brennt.

Lehrer. Recht. Doch wenn du die Wahl hättest, wolltest du lieber ein jährlich oft überschwemmtes Stück des besten niedrigen Ackers bearbeiten, oder einen Sandberg?

Martin. Wenn ein ordentliches und in meiner Gewalt stehendes Mittel wäre, die Überschwemmung durch Abzugsgräben oder Dämme

fragte: Wenn ein Garten alle Jahre tragen kann, so könnte ja das Feld auch alle Jahre tragen, und brauchte nicht zu ruhen, oder brach zu liegen.

Lehrer. Was für Vieh wird denn gewöhnlich auf der Brache geweidet?

Martin. Pferde, Rindvieh, Schafe, Schweine, Gänse.

Lehrer. Dann muß doch auch auf der Brache Nahrung für sie seyn?

Martin. Nahrung genug, sonst könnten sie nicht leben; es wächst darauf Gras und allerley Kräuter.

Lehrer. Also ruhet ja die Erde nicht, wenn sie das alles hervor bringt. Ob aber das guten Acker, und künftig reines Korn gibt, worin so viele Gras- und Unkrautwurzeln sind?

Martin. Nein, denn es muß desto öfter gepflügt und geeget werden. Wenn das Unkraut mit dem Korne groß wird, und Samen trägt, so gibt es schlechtes, unreines Korn.

Lehrer. Wird aber sodann über der schweren Bestellung nicht oft die beste Saatzeit veräußert, oder der Acker in der Eile schlecht bestellt?

Martin. Das muß wohl oft geschehen.

Lehrer. Aber warum leiden denn die Leute doch die Brache, da die Erde nicht ruhet, sondern trägt, das Unkraut überhand nimmt, der so sehr nöthige Dünger des Viehes dadurch nur verschleppt, und in der Sonne dürrer und hart, mithin völlig unnütz wird?

Martin. Um der Viehweide willen müssen sie es wohl thun.

Lehrer. Wenn sie nun, um das große Vieh im Stalle zu füttern, dazu ihre Felder zum nöthigen und nützlichen Kleebaue eintheileten; wenn sie den Schafen die schlechtesten Felder ganz einräumten, und die überflüssigen Schweine und Gänse, welche meistens Theils mehr Schaden als Vortheil bringen, wegschaffeten; was meinst du, wäre dann die Brache noch nöthig?

Martin. Nein, alsdann nicht.

Lehrer. Aber wird im Garten einerley Same immer wieder auf denselben Fleck gesät?

Martin. Nein, man wechselt damit ab.

Lehrer. Was würde man also darunter verstehen müssen, wenn man sagt: der Acker muß ruhen?

Martin. Das soll denn auch wohl heißen: Du darfst nicht stets einerley auf diesen Acker säen.

Lehrer. Freylich. Wenn du aber deinem Acker nicht kannst Gartenpflege geben, so darfst du auch keine Garteneinkünfte von ihm fordern. Wenn hingegen dein Acker an Eigenschaften deinem Gartenflecke ähnlich ist, so strebe darnach, ihn wie einen Garten bestellen zu können, und er wird auch wie ein Garten tragen. Sir. XX. 30.

69.

Die Aufhebung der Gemeinheiten:

Ein Gespräch.

Kunz.

Saget mir doch Gevatter Wilhelm, was nuzt die Aufhebung der Gemeinheiten?

G 2

Wil-

Wilhelm. Sie macht, daß ein jeder das Sei-
nige allein hat, und es nach seinen besten Einsich-
ten gebrauchen kann.

Kunz. Bekommt man etwa dadurch mehr
Land, als man vorher hatte?

Wilhelm. Nein, man braucht aber auch nicht
mehr. Wenn man nur das recht nützen könnte,
was man schon besitzt.

Kunz. Ich dünkte, Wilhelm, das Land, was
unser einer hat, würde ja wohl genügt. Es läßt
doch selten jemand Land liegen, und besäet es
nicht.

Wilhelm. Lieber Kunz, außs Besäen allein
kommt es nicht an, sondern darauf, daß dem
Lande sein Recht geschieht.

Kunz. O, spricht doch deutlich, Wilhelm!
Ich will euch auch gern Recht geben, wenn ihr
Recht habet.

Wilhelm. Nun so höret, was ich euch fragen
werde. Ist es nicht wahr, daß, wenn ein Ende
eures Ackers eine Viertelmeile von dem andern
liegt, viel Zeit verloren geht, ehe ihr von einem
zum andern kommt?

Kunz. Ja. Aber ich kann nach dem einen mei-
nen Knecht schicken, und auf dem andern bin ich.

Wilhelm. Gesezt aber, ihr hättet keinen
Knecht; und wenn ihr einen Knecht habet, seyð
ihr auch versichert, daß er dort so fleißig ist, und
mit dem Acker und dem Vieh so umgeht, als
wenn er vor euch her pflügte?

Kunz. Ihr habt Recht, Wilhelm.

Wil-

Wilhelm. Ist es nicht wahr, ihr hättet manchemahl gern späten Hafer, oder anderes Getreide gesäet; aber ihr durstet nicht, weil die andern keines säeten.

Kunz. Auch das ist wahr.

Wilhelm. Nicht wahr, wenn euer Land in nassen Jahren zähe geworden war, so hättet ihr es gern querüber gepflügt und geeget, aber ihr konntet nicht, weil die Scheidfahren es hinderten.

Kunz. Das ist gewiß und wahrhaftig wahr.

Wilhelm. Von allen diesen Übeln soll euch die Aufhebung der Gemeinheiten helfen. Das ist die landesväterliche Absicht unserer Obrigkeit. Auch kann alsdann die nützliche Stallfütterung des Rindviehes angefangen werden. Und wenn ich euch nun gar beweise, daß ihr dadurch mehr Land erhaltet, als ihr zuvor hattet, ohne daß die Feldmark vergrößert würde?

Kunz. Das wäre viel, Wilhelm.

Wilhelm. Und doch ist es gewiß. Denn rechnet einmahl, Kunz, alle die Scheidfahren, worin jest nur Mäuse und Reitwürmer hecken. Wenn ein jeder zehn Enden immer einzeln hat, so hat er auch zehn Scheidfahren. Lügen aber die zehn Enden in einer Breite beysammen, so hätte er nur Eine Gränzfahrt mit dem Nachbar. Und da zehn Fahren ein halbes Ende ausmachen, so hätte er nun zehn und ein halbes Ende, da er vorher nur zehn Enden hatte.

Kunz. Ich danke euch vielmahls, Gevatter Wilhelm, ihr habet mich ganz umgekehrt. Nun
siehe

sehe ich in der That, daß man alles Neue nicht gleich verwerfen, sondern sich darüber belehren lassen, und Alles prüfen müsse.

Prüfet Alles, und behaltet das Gute.

70.

Der Halsstarrige oder Widerspännstige.

Was war halbstarrig, und wollte sich nicht weisen lassen. Als einst die Äcker in dem Dorfe, wo er wohnte, vertauscht, oder die Gemeinheiten aufgehoben wurden, da wollte er durchaus seinen Acker nicht verlieren. Ob nun gleich die Theilungs-Commissarien, und alle Wirthe im Dorfe ihm bedeuteten, daß es anders gar nicht zu machen wäre, und besonders er dabey nichts verlore, sondern eher noch gewänne; so bestand er doch auf seinem trotzigem Kopfe, und verging sich gar mit ungebührlichen Reden. Daher ward er auf obrigkeitlichen Befehl gefangen genommen, und auf die Festung geschickt, woselbst er drey Jahre an einen Karren geschmiedet, bey Wasser und Brot arbeiten mußte.

Seyd nicht halbstarrig und widerspännstig; denn man kann dergleichen Leute bald zwingen. Spr. X. 8. Sir. XXXII. 21.

71.

Der Höfliche und Bescheidene.

Wilhelm war wohl gesinnt. Er war der erste, der seinen Acker mit der Herrschaft vertauschen soll.

sollte. Da sprach er zu den Commissarien: „Ich
„sehe wohl, meine lieben Herren, daß es meiner
„gnädigsten Obrigkeit Wille ist, und daß es wohl
„im Ganzen besser ist, wenn ein jeder seinen Acker
„auf einem Flecke bekommt. Aber ich habe mei-
„nen Acker im Stande, und kann also leicht da-
„bey verlieren; doch wenn es zum allgemeinen
„Besten ist, so will ich mir es auch gefallen las-
„sen, und freywillig etwas verlieren.“

Da freuete sich die Herrschaft, und lobte seine
guten Gesinnungen, gab ihm auch ein ansehnliches
Geschenk an Gelde. In wenig Jahren hatte er
seinen neuen Acker so gut im Stande als den al-
ten, und weil er näher beysammenlag, durfte er
weniger Gespann und Gesinde halten; er hatte
also auf alle Weise gewonnen.

Unzählige Vorthelle im Leben hat der Höfliche
und Bescheidene; ein jeder liebt ihn, und hilft
ihm fort.

Mit gewissen gemeinnützigen Dingen, die nie-
mand als die Landesobrigkeit einrichten kann,
weil sie allein Allen befiehlt, kann nicht stets der
Vortheil einzelner Menschen verbunden werden.
Einige müssen Gebräuche, Gewohnheiten, Ge-
rechtame, ja Theile ihres Vermögens aufopfern,
damit die meisten glücklicher werden; andere müs-
sen sich bloß Abänderungen, Vertauschungen,
Entschädigungen gefallen lassen. In beyden Fäl-
len ist Willigkeit Pflicht. Und obgleich in dem
ersten Falle die Ausübung der Pflicht schwerer
ist, so höret sie deswegen nicht auf, Pflicht zu
seyn.

seyen. Denn es gibt auch schwere Pflichten. 1. Pet. II. 13. Sir. XXXII. 18.

72.

Das ordentliche Dorf.

Ich sah einmahl ein Dorf, dessen Anblick mich sehr vergnügte, und wollte Gott, ein jedes Dorf wäre eben so beschaffen!

Alle Höfe und Gärten waren mit Mauern von Lehm und Feldsteinen eingefast, welche sieben Fuß hoch, drey Fuß unten, und zwey Fuß oben dick waren. Ich fragte gleich die Leute, „ob es ihnen nicht viel Mühe gemacht hätte, solche Mauern aufzuführen. Freylich, antworteten sie, „aber nun haben wir auch ins Künftige wenig Mühe damit. Diese Wand verbrennt nicht in Feuersbrunst, und kann auch nicht gestohlen werden. Es ist ein dauerhaftes Werk, und wir haben es allmählich gemacht, wenn eben nichts Nöthigeres zu thun war.“

Die Schwellen an den Gebäuden lagen alle zwey Fuß über der Erde auf gemauertem Grunde. Am Hause wurde kein Roth, kein Mistpfuhl geduldet. Des Sonntags kam die Gemeinde zusammen, und wurde eins, was zum gemeinen Besten in künftiger Woche sollte gethan und gegeben werden. Einen Dieb, Säufer, Flucher, und sonst liederlichen Menschen oder schlechten Ackerwirth litten die Leute nicht in der Gemeinde; denn sie sagten: „Ein solcher Mensch richtet nur Unglück an, und bringt Unsegen und Schimpf über un-

„set

„ser Dorf,“ Wer aber unverschuldet Unglück hatte, oder krank wurde, dem halfen die andern, daß er mit fortkam, und nicht verarmte. Und dieser war dann herzlich dankbar, und bath Gott, daß er diese Wohlthat seinen Nachbarn reichlich vergelten möchte. Es war kein Neid, Zank und Groll unter diesen guten Leuten. Ihre Kinder sahen nichts Böses, und wurden daher durch den Schulunterricht viel leichter gebessert als andere, die in ihrer Ältern Hause viele Laster lernen. Ihren Herrn und ihren Seelsorger liebten sie kindlich, und waren willig gehorsam. Es war auch kein Gefängniß im Dorfe; das alte war eingefallen, und der Herr ließ keines wieder bauen; denn er sagte: „Das Gefängniß ist nur für böse Leute, und solche sind meine Unterthanen nicht.“

O, daß doch jedes Dorf diesem Dorfe gleich werden wollte! Spr. XIV. 34.

73.

Der Richter.

In dem ordentlichen Dorfe war ein Richter, der hatte viel dazu gethan, daß so gute Ordnung in dem Dorfe gehalten wurde. Er kannte gut schreiben und rechnen, war ein trefflicher Ackerwirth, lebte mit seiner Frau friedlich, und hielt seine Kinder zur Schule, und zu allem Guten an. In der Kirche war er ein andächtiger Zuhörer; und wohlthätig gegen die Armen. Durch Liebe und Gelindigkeit wußte er bald jeden Streit, der

im-

immer entstand, beyzulegen, und jedermann erhohlte sich gern Rathß bey ihm; denn er war als ein ehrlicher und verständiger Mann bekannt. Bey seinen Vorgesetzten war er auch so beliebt, daß er weit mehr geachtet wurde, als die Meisten seines Standes. Weil ihn niemand gern beleidigte und Fränkte, so erlebte er ein ruhiges und ehrenvolles Alter.

Hochachtung ist der Lohn für Verdienste. Und wer in seinem Stande das Seinige rechtschaffen thut, der hat Verdienste, oder der verdient, daß man ihn hochachtet. Sir. XI. 15.

74.

Naher Vorthheil bringt oft entfernten Schaden.

In einem Dorfe, nahe bey der Stadt, war einmahl ein Bauer, der hielt sich vier starke Pferde, und hatte treffliches Ackergut. Da kamen die Leute aus der Stadt häufig hin, und handelten mit ihm, daß er ihnen Lohnfuhren thun sollte. Sie boten ihm viel Geld, und er fing an zu fahren. Dem Knechte gaben sie Biergeld, und schenkten ihm manches Glas Brantwein, daß er geschwind zufahren sollte. Dem Knechte gefiel das besser als die Ackerarbeit. War nun nöthig zu pflügen, zu egen, Heu zu fahren &c. und es kam eine Lohnfuhr, so rieth der Knecht immer zu, „der Herr sollte das schöne Geld mitnehmen, es würde wohl gutes Wetter bleiben; zum Pflügen wäre immer Zeit genug &c.“ Der Herr hatte schon
auf

auf hundert Thaler verdienet; das gefiel ihm, und er ließ sich es auch ferner gefallen. Allein die Pferde waren oft überjagt worden, wenn der Knecht zu viel getrunken hatte. Nun sollten sie auch alle versäumte Ackerarbeit nachthun; aber es fiel Regenwetter ein, und da verdarb das Heu. Es kam ein früher Winter; da blieb der Acker unbesäet, oder wurde doch nur eilig und schlecht bestellt. Als nun das Frühjahr eintrat, da fielen die Pferde alle nach einander um; und wollte der Bauer vier andere haben, so mußte er zu den mit den Bohnsfuhrn verdienten hundert Thalern noch wohl fünfzig aus seinem Vermögen legen, und litt doch an der künftigen Ernte großen Schaden. Durch Schaden klug gemacht, schaffte er den untreuen Knechte ab, und keiner in der Nachbarschaft wollte ihn wieder annehmen; denn er hatte sich bey den Bohnsfuhrn das Saufen angewöhnet. *Sir. XXXIII. 26.*

75.

Der durch Unordnung verarmte Bauer.

Ein gewisser Bauer war verarmt, und keiner wußte, wie das zuging. Da war ein verständiger Mann im Dorfe, der sagte: „Kinder, das will ich euch wohl erklären: Den Mann hat der „Bohn an die Handwerker zu Grunde gerichtet. „Er mußte Geschirrholtz kaufen, das war theuer; „und doch ließ er alles hölzerne Ackergeräth im „Schnee und Regen auf der Erde stehen und „liegen, welches dann allezeit verstockt und „schad.“

„Schadhast wurde. Lederzeug und Leinen lagen
„auf dem Fußboden im Stalle; das fraßen die
„Ragen. Die Focher und Stränge ließ er im Felde
„an den Pflügen; die verfaulten in weniger Zeit.
„All sein eisernes Geräth hatte der Rost gefres-
„sen; denn er sah nicht mehr darnach, wenn er
„es aus der Hand legte — dann mußte er neues
„schaffen. Und so ist er verarmt.“ Die Leute
gaben dem Manne Recht, und nahmen das Ihrige
besser in Acht. S. r. X. 4.

76.

Wodurch du sündigest, dadurch wirst
du oft bestrafet.

Ein Ackermann war der Untertan eines Herrn,
der im Kriege diente, und in vielen Jahren nicht
zu Hause kam. Die alte Mutter des Herrn wirth-
schaftete indessen, und hatte einen Meier, der war
des Ackermanns Bruder. Die beyden wurden
eins, die Herrschaft zu betriegen. Der Acker-
mann pflügte alle Jahre, wo er am herrschaft-
lichen Acker gränzte, etwas Land ab, und den
Gränzpfahl von den herrschaftlichen Wiesen, die
an seine Wiesen stießen, schlug er alle Jahre einen
Schritt weiter zurück. Als er aber einst an seinen
Wiesen Weiden köpfte, fiel er mit der Leiter auf
den Gränzpfahl, den er vorhin verrückt hatte. Die
Rippen waren entzwey, und er litt große Schmer-
zen. Da ließ er den Pfarrer kommen, und bekann-
te ihm die Sache, (daß er just auf den verrückten
Gränzpfahl hätte fallen müssen, der sonst nicht
da

da gestanden, wenn er ihn nicht so weit ver-
tückt hätte. Er starb, und der Meier ward hart
gestrafet. Weish. XI. 17.

77.

Fleiß bleibt selten unbelohnt.

Ein Bauer hatte einst vielen Schaden an seinem
Viehe gelitten, und brauchte dreyßig Thaler, um
sich wieder Vieh anzuschaffen. In seinem Garten
standen zwey große Apfelbäume von der Art, die
man Marschanzler nennt, die hatte noch sein Va-
ter gepflanzt. Seit einigen Jahren hat der
Bauer viel Fleiß an die Bäume gewendet, weil
einmahl der Pfarrer von dem Nutzen der Obst-
bäume mit ihm geredet hatte. Er hatte das
schlechte Holz ausgehauen, die Raupennester ver-
tilgt, und die Bäume gedünget. In dem Jahre,
da es dem Bauer so schlecht ging, gingen die Bäu-
me wieder an zu tragen, und brachten über zehn
Megen große schöne Äpfel. Sie waren nicht
überall gerathen, und deswegen so theuer, daß
der Bauer jeden Megen um zwey Reichsthaler
und sechzehn Groschen verkaufen konnte.

Sehet, so halfen ihm ein Paar gut gewartete
Bäume durch Gottes Segen aus der Noth. Sir.
XI. 27.

Der Seidenbau.

Ein Gespräch.

Kunz.

Wie kommt es, daß unsere Obrigkeit so sehr darauf hält, daß Maulbeerbäume gesetzt werden?

Wilhelm. Weil sie uns den Vortheil gönnen will, den Seidenbau zu treiben.

Kunz. Ist denn Vortheil dabey, Geratter?

Wilhelm. Freylich; denn es dauert ja nur sechs oder sieben Wochen im Jahre, und dann kann man für Seide wohl fünfzig Thaler einnehmen. Die Arbeit aber können alte, zur Feldarbeit unvermögende Leute und Kinder verrichten. Auch hat jeder Bauer Platz dazu, weil er einen Boden hat.

Kunz. Ich möchte wissen, wie man das macht?

Wilhelm. Unser Schullehrer weiß es, und weist es einem jeden Kinde in der Schule. Die Hauptsache ist, daß man den Würmern keine nasen und faulen Maulbeerbätter gibt, vor der Mitte des Mays sie nicht auskriechen läßt, sie vor Bliß und Mäusen verwahret, und wenn kalte Tage kommen, da sie noch klein sind, sie mäßig warm erhält.

Kunz. Aber wo bleibt man mit der Seide? Wer kauft unser einem das ab?

Wilhelm. Auch dafür hat unsere Obrigkeit gesorget. Es sind in allen Städten Leute, welche

the die in den Backöfen gedörrten Seiden-Cocons (denn so heißt ein Gespinnst eines Seidenwurms) pfundweise kaufen.

Kunz. Nun so will ich doch unsere alte Mutter bereden, daß sie es mit den Seidenwürmern versuche. Sie spricht ohne dieß oft: „Wenn ich doch solche Arbeit wüßte, die ich bey meiner „Schwachheit thun könnte! Die Zeit wird „mir so lange! —

Wilhelm. Pflanzet nur auch viele Maulbeer-Läume, damit es ins Künftige nicht an Blättern fehle. Ich will an alle ledige Stellen etwelche setzen, oder einen guten Obstbaum; denn ein guter Wirth muß Alles benützen.

Kunz. Ihr habt Recht, Gevatter, das will ich auch thun.

Frage verständige Leute um das, was du nicht weißt, und schäme dich selbst im Alter nicht, etwas Gutes zu lernen und zu thun.

79.

Das Korn ist wohlfeil.

Wilhelm hatte die gute Gewohnheit, von einem Jahre zum andern sein Brot und Futterkorn vorräthig zu haben, und wegen des Übrigen nahm er alle Getreidepreise mit. Wenn er dann nach sechs Jahren zusammen rechnete, so hatte er doch im Durchschnitte mehr eingenommen als Andere, die oft auf Theurung warteten, und die gute Gelegenheit zum Verkaufe versäumten.

Er

Er pflegte zu sagen: „Wer Korn zu verkaufen hat, wünscht Theurung, und wer es kaufen will, wünscht, daß es wohlfeil sey. Warum soll des ersten Wunsch allein erhöret werden? Gott, der alle Geschöpfe nähret, gibt das Korn auch für die, die kein Korn säen, noch ernten.“

Wer Korn inhält, das ist, Theurung dadurch verursacht, dem fluchen die Leute. Spr. XI. 26.

80.

Von den Eigenschaften eines guten Hirten:

Es gehört mehr zu einem guten Hirten, als man denkt. Wer das Vieh von einem Orte zum andern treiben, und mit seinem Hunde hegen kann, ist darum noch kein guter Hirt.

Ein guter Hirt, er sey bey großem oder kleinem Viehe, muß die Art des Viehes, welches er hüheth, und welche Weide sich zu den verschiedenen Jahres- und Tageszeiten dafür schickt, wohl kennen; bey schädlichen Witterungen und Nebeln es nicht zu früh austreiben, und die Eigenthümer in Zeiten warnen, es nicht ganz nüchtern auf die Weide zu lassen; bey plöglichen Zufällen des Viehes, welche meistens aus Überfluß oder Stocung des Blutes entstehen, eine Ader geschickt zu öffnen wissen, und die Mühe, das Vieh bey großer Hitze oft an frisches Wasser zu bringen, nicht scheuen. Kurz, er muß als Hirt das Wohl seiner Herde, und dadurch den Nutzen

den

der Eigenthümer derselben auf alle mögliche und erlaubte Art nicht allein zu befördern verstehen, sondern auch befördern wollen.

Wer diese Eigenschaften hat, der ist ein guter Hirt.

81.

Die großmüthigen Soldaten.

Wilhelm und Frig nahmen einst im Kriege einen feindlichen Officier gefangen, der schwer verwundet war, und sie bath, ihm das Leben zu schenken. „Ihr Leben ist bey uns sicher, antworteten sie; denn wir tödten keinen Gefangenen.“ Darauf both er ihnen Geld, Uhr, Ring, und was er nur Gutes hatte, an, wenn sie ihn in Sicherheit brächten, und einen Feldscherer verschafften, der ihn verbände. Nachdem sie nun Alles von ihm genommen, was er nur geben konnte, ohne von Geld oder Kleidung ganz entblößt zu seyn, zeichneten sie sich seinen Nahmen und seine Würde auf, trugen ihn in Sicherheit, und verschafften ihm einen Wundarzt, der ihn verband. Als man die Verwundeten wegschaffte, da erkundigten sie sich nach dem Orte, wo dieses Officiers Aufenthalt bis zu seiner Heilung seyn würde. Kaum hatten sie erfahren, daß er nun vor aller Beraubung sicher und glücklich angekommen sey, so meldeten sie bey ihrem Obersten, daß sie von einem verwundeten feindlichen Officier so viel an Geld und Kostbarkeiten in Verwahrung genommen hätten, welches sie hiermit abgelieferten, mit der Bitte,

Behr. Erzähl.

S

es

es diesem Officiere wieder zuzustellen. Der Brief ging ab; und als er ankam, erstaunte der feindliche Officier über die edle, uneigennützigte Gesinnung dieser gemeinen Soldaten. Mit den größten Lobeserhebungen machte er ihre That bekannt, und schickte ihnen ein ansehnliches Geschenk, welches sie, weil es freywillig war, annahmen. Bald meldeten alle Zeitungen diese Geschichte. Das Volk, wozu diese Soldaten gehörten, ward durch diese That nicht minder, als durch die gewonnene Schlacht berühmt und geehrt. Luc. III. 14.

82.

Vom Unterschiede zwischen Muth und Frechheit.

Als einmahl im Kriege ein gewisser General bekannt machen ließ: „Wer zu einem nöthigen, „aber etwas gefährlichen Angriffe auf den Feind „sich freywillig angeben würde, der sollte dafür „doppelte Löhnung erhalten; da antworteten die Soldaten: Wir sind alle Freywillige; wir „bitten nur, daß man uns, wie uns die Reihe „trifft, zum Angriffe beordre, ohne daß wir besondern Lohn dafür begehren.“

Es geschah. Sie thaten ihre Schuldigkeit, und Gott gab ihnen Sieg.

Kräfte, gesunde Glieder, ja das Leben selbst in unserm Berufe für Vaterland dahin geben, ist Pflicht, und bringt Ruhm und Ehre. Wer aber aus Leichtsinn oder Frechheit, ohne Noth, sich in
Ge-

Gefahren begibt, womit soll sich der trösten, wenn es ihm übel geht? *Sir. XXXIV. 16. III. 27. 28.*

83.

M ä ß i g k e i t.

Ein Gespräch.

Lehrer.

Sage mir den kleinen Vers her, den du gestern gelernet hast.

Carl. Wie thöricht ist's, sich Vieles machen, Das theuer ist, und das ich nicht bedarf.

Lehrer. Genug, glaubst du auch, Carl, daß es thöricht ist, das Unnöthige nöthig machen?

Carl. O ja! das glaube ich wohl. Wenn ich z. B. statt Brot lauter Semmeln essen wollte.

Lehrer. Wodurch wird das Unnöthige nöthig?

Carl. Wenn man sich verwöhnt.

Lehrer. Recht; denn, um bey deinem gegebenen Beyspiele zu bleiben, wer lange nur Semmeln isst, dessen Magen wird zu schwach, um größeres Brot zu verdauen. Weißt du nicht mehrere Beyspiele?

Carl. Wer das Wasser für kein gutes Getränk hält, und, wenn er trinken will, glaubet, daß es Bier seyn müsse.

Lehrer. Und dann wohl gar starkes Bier — oder wer meint, auf eine jede Mahlzeit gehöre ein Schluck Brantwein, sonst werde sie nicht verdauet. Aber ich weiß noch ein Beyspiel, wo diese Verwöhnung recht schädlich wird. Dieses ist bey

dem gemeinen Manne die einreisende Genüßlichkeit, des Morgens und Nachmittags Thee und Kaffee zu trinken.

Carl. Wie sollte das so schädlich seyn, lieber Lehrer?

Lehrer. Was gehört zum Kaffee?

Carl. Heißes Wasser, Zucker und Kaffee.

Lehrer. Wenn z. B. des Nachmittags Wasser heiß gemacht werden soll, was gehört dazu?

Carl. Dazu gehöret Feuer.

Lehrer. Also Holz. Wächst die Kaffeebohne, und das, woraus der Zucker gemacht wird, hier zu Lande?

Carl. Nein, sondern in fremden Ländern.

Lehrer. Beides muß also gekauft werden; und das Geld dafür kommt nicht wieder ins Land; und das Land, welches kaufen muß, wird ärmer am Gelde. Aber es ist noch ein Schade dabey. Der Mensch, der sich erst an diese warmen Getränke gewöhnt hat, wird dadurch, daß er sie endlich übermäßig genießen lernet, weil sie wohl schmecken, weichlich und schwach; wenn er nun die mit einer üblen Verdauung verbundenen Plagen fühlet, so sucht er sich vielleicht durch Branntwein zu helfen. Diesen lernet er endlich eben so im Uebermaße trinken, und wird dann dadurch vollends dumm, und zu allen Geschäften unbrauchbar. Was gehört nicht auch für Zeit und theures Geschirr zum Kaffee machen und Trinken!

Carl. Und mein Vater spricht: Wir Landleute können unsere Gerste nicht mehr so gut los werden,

den als sonst, weil die Braunahrung in den Städten ganz aufhörte.

Lehrer. Deine Bemerkung ist richtig, Carl. Was ist also wahrer als der kleine Vers, den du zu Anfang sagtest? Was willst aber du daraus lernen?

Carl. Daß ich mich an nichts gewöhne, was nicht mit meinem Stande, mit meiner Gesundheit, und mit dem Wohlseyn meines Vaterlandes bestehen kann.

Lehrer. Und woran willst du dich dann gewöhnen?

Carl. Ich will mich zur Mäßigkeit gewöhnen.

Lehrer. Was verstehst du unter dem Worte Mäßigkeit.

Carl. Die Enthaltung von allem Unnöthigen und Ueberflüssigen.

Lehrer. Dann mußt du aber zeitlebens immer trockenes Brot essen und Wasser trinken.

Carl. Ich glaube nicht, wenn ich etwas Angenehmes habe. Nur muß ich mein Herz nicht so daran hängen, daß ich mich bey dessen Ermangelung gleich für unglücklich halte.

Lehrer. Wo schickt sich nun der Begriff von Mäßigkeit am besten hin, zu Brot und Wasser, oder zum Vorrathe von reizenden Speisen und Getränken.

Carl. Unstreitig zum Letztern. Denn bey dem, was nicht zur Unmäßigkeit reizet, ist man von selbst geneigt, mäßig zu seyn.

Leh-

Lehrer. Also Mäßigkeit beſißt derjenige, der ſich des Genusses nicht nur des Unnöthigen, sondern auch, wenn er Gelegenheit dazu hat, des Überflüssigen zu enthalten weiß; den also seine Sinnlichkeit in keinem Stücke beherrscht.

Carl. Dann ist ja wohl auch Mäßigkeit und Selbstverläugnung einerley?

Lehrer. Ja; in so weit als der Unmäßige nie ſich selbst verläugnet, oder seinen Sinnen etwas abschlagen gelernet hat.

Halt Maß in allen Dingen; denn auch das Erlaubte wird schädlich durch Übermaß.

84.

Die Stiefmutter.

Louise heirathete einen Witwer mit drey kleinen Kindern. An ihrem Hochzeitstage bethete sie zu Gott, und sprach: „Ach Herr, mein Gott! das „Schicksal aller Menschen kommt auf deinen „Willen an. Ich soll die Gehülfinn dieses Mannes „werden, und indem ich an die Stelle der verstorbenen Frau trete, auch ihre Pflichten übernehmen, und Mutter dieser armen verlassenen Kinder werden. Es mag aber dieses wohl eine „schwere Sache seyn. — Doch ich gelobe und „verspreche es dir, du allwissender Gott, weil ich „heute den aufrichtigen Vorsatz dazu habe. Alle „Tage meines Lebens will ich mich an diesen „Vorsatz erinnern; hilf mir, o Gott! daß ich „ihn vollbringe.“

Als sie aufstand, nahm sie ein rothes Band, knüpfte es an ihr Bett, und sagte zu sich selbst: „So oft ich dieses Band sehen werde, will ich mich meines guten Vorsages erinnern.“

Sie lebte zu ihres Mannes Freude, und brachte Glück und Segen über ihr Haus.

Was dir zu behalten wichtig ist, daran erinnere dich durch Denkzeichen.

Eine gute Stiefmutter, sonderlich wenn sie selbst Kinder hat, ist doppelter Ehren werth; weil es ihr viel Mühe kostet, zwischen ihren eigenen und den Stiefkindern die nöthige Unpartheiligkeit zu behaupten und gerecht zu handeln.

85.

Die schlimme Frau.

Lucie war so mißgünstig, daß sie sich selbst nicht satt aß, und auch nicht leiden mochte, daß jemand von ihrem Hause satt wurde. Sie backte solches Brot, daß es niemand essen oder verdauen konnte, damit sie desto länger mit demselben auskommen möchte. Das Zeug wurde nicht oft gewaschen, weil sie fürchtete, es möchte dünne gerieben werden. Ihre Kinder sollten, um das Schulgeld zu sparen, nicht in die Schule gehen. Ihrem etwas schwächlichen Manne begegnete sie hart, und kränkte ihn mit beständigem Schelten und Lärm, wenn er etwa den Schimmel vom Brote schabte, bevor er es aufschnitt, oder eines Dienstbothen sich annahm, dem offenbar Unrecht geschah. Wenn sie Korn zur Saat maß, so strich

sie

sie es immer wieder halb aus dem Scheffel, und betrog damit ihren eigenen Acker. Kurz, es war eine recht schlimme Frau.

Einmahl kam ein Aschenhändler zu ihr, und sie verhandelte ihm alle ihre Asche. Damit aber der Mann doch diejenige nicht bekäme, welche eben auf dem Herde lag; so raffte sie dieselbe eiligst zusammen, und schüttete sie in eine Bodenkammer. In der Asche war eine Kohle, die faßte Gluth, und in wenig Stunden brannte das Haus lichterloh. Eine Magd hatte sie gesehen, die Asche verstecken, die gab es bey dem Gerichte an, und Lucie ward auf einige Jahre ins Zuchthaus gebracht. Es müsse böser Geiz fern immer von uns seyn! Ich will von meinem Glück auch Andre gern erfreun.

Und wenn ich mehr als sie von Gott empfangen habe;

So stärke dieß mein Herz zu jeder milden Gabe.

Jac. V. 4. Ebr. XIII. 5. 1. Tim. II. 12. Sir. XIV. 5. 6.

86.

Der zufriedene Hausvater.

Als Wilhelm in den ersten mühsamen Jahren seiner Wirthschaft sich mit Frau und Kindern sehr genau behelfen mußte, da pflegte er durch Fröhlichkeit und Vertrauen auf Gott sein ganzes Haus zu erbauen. Wenn er vor dem Tische als Hausvater bethete, wählte er immer solche Sprüche der Bibel, die ermuntern und trösten.

Ponn.

Konnten. Eines von seinen Gebethen war folgendes: „Herr, Gott, der du mit Wenigem oft „Viele satt machtest, und wo zwey oder drey von „deinen Kindern versammelt sind, mitten unter „ihnen bist, erhöre mein Gebeth! segne uns die „Speise, diese Gottes Gabe — daß sie uns ge- „deihe zum frommen und arbeitsamen Leben!“ Als einmahl theure Zeit war, da hatte Wilhelm nicht viel, aber Andere hatten doch noch weniger; dann sorgte er, daß auch die Armen Theil an seiner Mahlzeit nähmen. „Sollten wir nicht leben „können, sprach er zuweilen mit seiner Frau und „seinen Kindern, wenn wir auch ein Mahl nicht „ganz satt würden! Wir wollen es lieber denen „gönnen, die noch gar nichts gegessen haben.“ Dann trugen die Kinder mit Freuden die Speise den Armen hin. — Aber Segen und Gedeihen war in Wilhelms Hause. Luc. XII. 33. 34. 1. Tim. VI. 6 — 8.

87.

Vom Gottes Segen.

Ein Gespräch.

Lehrer.

Wie verstehst du den Spruch: der Segen des Herrn macht reich ohne Mühe?

Carl. Ich denke: wenn Gott einem Menschen was Gutes gibt, so ist kein Verdruß dabey.

Lehrer. Ja; das Wort Mühe wird oft in der Schrift für Sorgen und Verdruß genommen.

Aber,

Aber, ob es gar keine Arbeit, keine Schweißstropfen, überhaupt gar keine Bemühung dabey gibt, wenn Gott jemand segnet?

Carl. Ja; denn das alles kann dabey seyn, ohne daß es eben darum Verdruß ist. Ohne Arbeit wäre es vielleicht kein Segen.

Lehrer. Warum nicht?

Carl. Das ist die größte Freude, wenn man sieht, daß das, was man thut, auch wohl geräth. Die Gartenfrüchte, die ich bearbeitet und gepflegt habe, sind mir besonders werth; am Wachsthum des Kornes, das ich gesäet, nehm' ich mehreren Antheil; so wie mir der Apfel eines Baumes, den ich selbst gepropfet habe, lieblicher schmeckt. Arbeiten können ist schon Segen, und wenn die Arbeit nun wohl auch geräth, so hat Gott schon das größte zeitliche Glück gesendet, dessen ein guter Mensch fähig ist.

Lehrer. Du hast recht, mein Sohn. Sieh, auch meine Lehrarbeit hat Gott nicht ohne Segen gelassen, dessen freue ich mich, Gott segne dich und mich ferner! Vergiß aber auch du nicht, wenn du größer wirst, wie derjenige Mensch gesinnet seyn müsse, von dem es Ps. I. 3. heißt: Was er macht, das geräth wohl.

Carl. Es steht gleich vorher im 1ten und 2ten Verse dieses Psalms: Er hat große Lust an Gottes Befehlen. Spr. X. 12. Ps. I. 1. 2. 3.

Tischgebeth.

Ich danke dir, o Gott! daß heut
Uns Kleidung, Speiß und Trank erfreut,
Von dir kommt dieser Segen.

Du gibst, was unser Feld uns trägt,
Durch Luft, die nützlich sie bewegt,
Thau, Sonnenschein und Regen.

Behüth' uns Gott, vor Landesnoth!
Gib uns Gesundheit, hilf uns Brot
Durch klugen Fleiß erwerben,
Der Obrigkeit gehorsam seyn,
Und Gutes lieben, Böses scheun,
Froh leben, selig sterben!

Erntelied.

Herr Gott, wir loben dich für allen deinen Segen,
Den wir mit frohem Muth' in unsre Scheunen legen,
Du wußtest, was uns fehlt, und halfest gnädiglich
Nun ist kein Mangel mehr, und Alles freuet sich.

Doch laßt uns beyhm Genuß' der Güter dieser
Erden

Nicht undankbar und frech, nicht faul und lieblos
werden.

Der dankt Gott in der That, der, wenn Gott Se-
gen gibt,

Aus Liebe gegen Gott auch Lieb' an Menschen übt.

Vom Nutzen der wahren Frömmigkeit,
und von der Schädlichkeit des Lasters.

Ein fröhlich' Herz, gesundes Blut
Ist in der That ein großes Gut;
Uns hat es Gott gegeben,
Neh, dankten wir
Doch Gott dafür
In unserm ganzen Leben!
Wer Gott gehorcht, der dankt ihm recht,
Geschenk' und Gaben sind zu schlecht,
Weil Gott das Herz begehret;
Wenn uns gefällt,
Was Gott gefällt;
Dann wird Gott recht verehret.
Gott weiß am besten, was uns nützt,
Wer ihm gehorcht, der bleibt beschützt
Von mancher Sorg' und Plage.
Wer Gott verläßt,
Dieß glaubet fest,
Hat nie zufriedne Tage.
Ein Laster führt zum andern hin,
Sich zu verbergen, muß er fliehn
Vom Vaterland und Hütte.
Die Obrigkeit
Verfolget weit
Des Bösen flücht'ge Schritte.
Die Unruh seines Herzens geht
Mit ihm umher: und wo er steht,
Da nagt ihn Furcht und Kummer.
Der böse Rath,
Die böse That
Verwehrt ihm Ruh' und Schlummer.

Wer aber reines Herzens ist,
Und Gottes Wohlthat nicht vergißt,
Ihu durch Gehorsam ehret;
Den schüzet Gott
In aller Noth;
Sein Segen wird vermehret.

91.

Ein Lied.

Gott! deine Güte reicht so weit,
So weit die Wolken gehen.
Du liebst uns aus Barmherzigkeit,
Und eilst, uns beyzustehen.
Durch dich währt unser Leben fort.
Nimm auch jetzt mein kindlich Wort;
Denn ich will vor dir kethen.

Ich bitte nicht um Überfluß,
Um Schätze dieser Erden;
Du weißt, wie viel ich haben muß,
Und dieses wird mir werden.
Gib nur o Gott! mir den Verstand,
Daß ich dich, und den du gesandt,
Und mich selbst recht erkenne!

In dieser Absicht segne du,
O Gott! die guten Lehren,
Die wir in Sicherheit und Ruh'
Jetzt lernbegierig hören.
Mach' uns geschickt zu jeder That,
Die uns dein Wort gebothen hat.
Durch Jesum Christum. Amen.

92.

Morgenlied einer frommen Magd.

Im Feld', im Haus', im Bett', im Stall',
Da soll ich fromm seyn überall;

So

So will es Gott, der diese Nacht
Mich schützte, daß ich bin erwacht.

Das Vieh schreyt mich um Futter an —
Ich will es pflegen, wie ich kann:
Für Lohn und Nahrung sollt' ich nicht
Auch treu beweisen meine Pflicht?

Kein Schade soll durch mich gescheh'n.
Nehrt sich durch mich der Herrschaft Gut,
So lohnt mir's Gott, wenn sie's nicht thut:

Da, liebe Thiere, freßt euch satt!
Wohl dem, der Vieh zu warten hat!
Wie mancher hat nicht Vieh, nicht Brot,
Und leidet sonst noch große Noth!

Mir fehlet nichts. Ich bin gesund.
Drum preis' ich Gott mit Herz und Mund,
Thu ich das Meine gern und treu;
So leb' und sterb' ich sorgenfrey.

93.

Morgenlied eines frommen Knechtes:

Da zieh' ich wiederum in's Feld,
Gesund an Gliedern, stark an Kräften;
Und lobe Gott, der mich erhält,
Und ruft zu nützlichen Geschäften.

Mein Brotherr sieht mich jeko nicht;
Doch sieht mich Gott, der einst wird fragen:
Wie jeder seines Amtes Pflicht
Erfüllt in seinen Lebenstagen.

Das Vieh ist meiner Hand vertraut;
Ich will es nicht unnöthig quälen.
Es fühlet Schmerz, und der's gebaut,
Wird seine stummen Klagen zählen.

Zum Schaden dingt man keinen Knecht;
Vielmehr des Nutzens viel zu bringen.

Wie

Wie nütz' ich nun, wie mach' ich's recht?
O, möchte mir's doch wohl gelingen!
Mit Gott fang' ich die Arbeit an,
Hilf Gott! daß ich sie auch vollende.
Wer seine Pflicht hat treu gethan,
Den schrecket nicht des Lebens Ende.

94.

Die Zufriedenheit.

Was frag' ich viel nach Geld und Gut,
Wenn ich zufrieden bin;
Gib Gott mir nur gesundes Blut,
So hab ich frohen Sinn,
Und sing' mit dankbarem Gemüth,
Mein Morgen- und mein Abendsied.
So mancher schwimmt im Ueberfluß,
Hat Haus und Hof und Geld,
Und ist doch immer voll Verdruß,
Und freut sich nicht der Welt.
Je mehr er hat, je mehr er will;
Nie schweigen seine Klagen still.
Da heißt die Welt ein Jammerthal,
Und däucht mich doch so schön,
Hat Freuden ohne Maß und Zahl,
Läßt keinen leer ausgehn.
Das Käferlein, das Vögelein
Darf sich ja auch des Mayen freun:
Und uns zu Liebe schmücken ja
Sich Wiese, Berg und Wald,
Und Vögel singen fern und nah,
Daß Alles wiederhallt.
Bey Arbeit singt die Lerch' uns zu,
Die Nachtigall bey süßer Ruh.
Und wenn die goldne Sonn' aufgeht,
Und golden wird die Welt,

Und

Und Alles in der Blüthe steht,
Und Aehren trägt das Feld;
Dann denk' ich: alle diese Pracht
Hat Gott zu meiner Lust gemacht.
Dann preis' ich Gott, und lobe Gott,
Und schweb' in hohem Muth'
Und denk', es ist ein lieber Gott,
Und mein's mit Menschen gut.
Drum will ich immer dankbar seyn,
Und mich der Güte Gottes freun.

95.

Kinderlied.

Kinder, gerne wollen wir
Nun zur Schule gehen;
Sorgt der Lehrer doch dafür,
Daß wir das verstehen,
Was er lehrt. Es ist nicht schwer,
Wie man's iho treibet;
Leichter wird es immer mehr,
Wer nur fleißig bleibet.

Wenn wir groß sind, geht's uns wohl,
Jeder will uns haben;
Denn wir wissen, wie man soll
Nützen Gottes Gaben.
Wer der Herrschaft Nutzen sucht,
Dem nützt sie auch wieder.
Faulheit sey von uns verflucht,
Arbeit stärkt die Glieder.

Alles Gute kommt von Gott.
Segne du die Lehren,
Die wir, o du guter Gott!
Jetzt so reichlich hören.
Segne du an uns dein Wort,
Das wir's thätig ehren;
Dann wird sich in unserm Ort
Jugend schnell vermehren.

